Entfesselte Furien.

Cultur-historischer Roman

aus dem

dreißigjährigen Kriege.

Von

M. A. Niendorf

Zwei Bände.

I.

Berlin.
Verlag von R. Lesser.

Inhalt.

Vorrede.

Unsere Gedanken gehen gern in die Vergangenheit. Des Menschen wollendes Ich strebt mit der Fantasie vorwärts in die Zukunft, sein denkendes Ich wendet sich rückwärts zu dem, was geschehen. Seine Schlüsse auf's Künftige sind immer getrübt durch sein Wünschen und Hoffen; hinter sich blickend sieht er erst, wie er handelt und warum er fehlte. Hier vermag er erst zu entdecken, wie ihn und worin ihn sein Wunsch und seine Hoffnung betrog — glücklich, wenn er sich nur zu bekennen braucht, wie wunderlich geblendet er am Gängelbande des Irrthums wandelte, und wenn ihn der Selbstvorwurf des Gewissens von der That des Eifers und des Unrechts frei spricht. — Jede Kunst ist darum nothwendig eine erzählende, eine Darstellung irgend welcher Vergangenheit, die sich in dem künstlerischen Bewußtsein der jeweiligen Gegenwart bricht, und wenn es die unmittelbarste Gegenwart selbst ist, die zum Vorwurf der Darstellung genommen wird.

Wieder tobte der Krieg durch Deutschlands gesegnete Auen, das größte Problem unserer Tage ist in diese akute Krankheit ausgebrochen, und die Forderungen der Nation treiben wie steuerlose Schiffe im Meer der Ereignisse. Wir wenden uns ab und überlassen den Modejournalisten die flache Arbeit der Blumenlese auf diesem Felde und die Verflechtung der Heldenthaten mit dem neuaufgestutzten Liebesroman; wir fliehen in ein anderes Jahrhundert, das dem Freund des Friedens und der Gesittung wie die lichte wonnige Frühlingszeit entgegen lacht. — Kein Jahrhundert unserer Geschichte ist interessanter

in seiner Verwandtschaft mit der Gegenwart, als das sechszehnte — eine merkwürdige Zeit des Blühens, des Wohlstandes und des Aufstrebens. Alle modernen Fragen der Gegenwart fangen an, in den Köpfen der Menschen sich zu regen; sie blühen auf in der Cultur des Geistes und ringen nach dem Lichte. Dabei athmen sie alle so jugendlich schwellende Hoffnung; man sieht, wie sie sich freuen, daß sie da sind und darum allein schon zum siegenden Durchbruch zu gelangen wähnen — und doch endete keine Culturperiode düsterer und tragischer als diese.

Das durchschlagende Prinzip des Mittelalters: die Bevorrechtung der männlichen Faust nach der Kraft und Geschicklichkeit im Hauen und Stechen war gebrochen durch den Gedanken, der das Schießpulver erfand, denn diese graue unscheinbare Substanz war es, die zuerst von der realen Seite den Gedanken der Gleichheit in die Menschheit warf, denn sie machte den Menschen zunächst vor dem Tode gleich, weil sie den Schwächsten wie den Stärksten gleich heimtückisch mit ihrer Ladung anfiel; noch sind wir's heut, nach fünf Jahrhunderten im Leben nicht; noch ringen und kämpfen wir um diese Gleichheit, allein das Ziel ist sicher und wird erreicht werden, weil jede Ursache ihrer Folge anheimfällt. — Die Entdeckung Amerikas vermehrte um ein Vielfaches die Gesammtmasse der edlen Metalle; Spanien führte sie nach Europa, aber der deutsche Bürgerfleiß verdiente sie durch seine Fabrikate. Der gewaltig steigende Absatz der Letzteren brachte reichlichen Verdienst, der Verdienst führte zum gedeihlichen Hausstand und dieser vermehrte wieder die Zahl der Individuen räthselhaft schnell, weil Raum für Benutzung der Kräfte vorhanden war; denn die Klage jener Zeit, daß Alles rasend schnell im Preise stieg, ist noch, wie heut, die Klage rückwärts blickender Gesichter, — ist immer die Klage der Unfähigen gewesen, die nicht Schritt halten in der allgemeinen Concurrenz, oder war die Klage der Beamten, die bei fixem Gehalt den Steigerungen gegenüber zeitweis im Nachtheil waren. Der lange Friede während des ganzen Jahrhunderts und noch länger lieferte fast die Gewähr der Ewigkeit für jede Unternehmung; er wurde nur ganz par-

tiell im schmalkaldischen Kriege unterbrochen und dies Ungeheuer der Menschheit zeigte sich nur noch von fern, wie ein Märchen der Urwelt, an den fernsten Ostgrenzen des Reichs in der Gestalt der Türken.

Auf dem Lande stieg der Wohlstand und die Vermehrung der Ansiedelungen in gewaltigen Progressionen, denn der Landbau wurde ein rentables Geschäft bei der stetigen Zunahme der Bevölkerung, indem sie als Verbraucher der Nahrungsmittel auftrat. Sie wurde der unwillkürliche Anlaß zur Steigerung aller Produktenpreise. Die hieraus folgende höhere Rente des Bodens bezahlte immer reichlicher die mehraufgewandte Ackerarbeit. Die vielfachen und seiner Zeit fast unerschwinglichen Abgaben an Grundschocken, Pächten und Zehnten fielen zu immer geringerer Theilquote des Reinertrages herab, weil ihr Betrag feststand und derselbe für schlechtere Zeiten und weniger rentable Arbeit berechnet war. So weisen die noch vorhandenen Zehntregister aus den Jahren 1550 bis 1570, wie sie bei Gelegenheit der ersten Kirchenvisitationen durch die Reformatoren aufgenommen wurden und deren Schreiber dieses mehrere eingesehn, nach, daß der Ertrag der Aecker von damals noch den von heute an vielen Orten überstieg; die Notirung der Getreidepreise von damals zeigt ferner, daß der Preis der Brodfrüchte vor dem dreißigjährigen Kriege stetig höher war, als nach demselben — aus dem natürlichen Grunde, weil vor dieser Katastrophe an viermal mehr Menschen zu ernähren waren, als nachher. Kurz, Stadt wie Land nahmen stetig und steigend unter der Herrschaft des Friedens und dem Gesetze der Arbeit zu. Der Landmann bildete aber noch weit mehr das Hauptcontingent des Volkes als heut und als er in den Wohlstand mit eintrat: da geschah es, daß er von Distrikt zu Distrikt den Linnenkittel abwarf und zu der Modekleidung des Städters sein Auge erhob, weil er so wohlhabend geworden war, um es Jenem gleichthun zu können. Von dieser Zeit stammen alle jene besonderen Trachten unseres Landvolks, die der neuzeitliche Conservatismus heut noch an unserm Bauernstand in den verschiedenen Gegenden bewundert, die er preist als ein Werk des Wunders, als eine göttliche Inkarna-

tion der Ständeidee und die doch weiter nichts bekunden, als daß es schon einmal in unserer Geschichte ein Stadium der Cultur und des Wohllebens gegeben, in dem selbst der Bauer der natürlichen Lust am Kleiderputze nachgehen konnte. Aber gerade diese Trachten sind zugleich das redende Monument von jenem Rückschritt aus dem Wohlleben, der so jäh und plötzlich kam, daß die damalige Mode für Jahrhunderte fest sitzen blieb, und sich einfach dadurch stabilisirte, daß in den darauf folgenden Mühseligkeiten des Lebens die Kleidungsstücke vom Vater auf den Sohn vererbten als ein wehmüthiges Angedenken einer schöneren Zeit. Von nun an war, die Staffel der Cultur des Vorahns nur wieder zu erreichen, das höchste Ziel der Generationen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, womit sich dies Festhalten an der Kleidung der Altvordern von selbst ergiebt. So sehen wir heut noch die lebendigen Spuren des dreißigjährigen Schreckenskrieges in den Dorftrachten unter uns wandeln und nicht eher können wir sagen, daß wir den Culturstand des Jahres 1600 wieder erreicht haben, so lange nicht das gegenwärtige Landvolk wieder Lust und Vermögen hat, nach der Kleidung der Städter zu greifen.

Noch entdecken wir in unzähligen Wäldern die Spuren der gewölbten Ackerstücke, denen der immer wiederkehrende Pflug erst diese Form gab; noch giebt es fast eben so viele „wüste Marken" als wohlbesetzte Dörfer in allen Landschaften. Alles das aber zeigt, daß um das Jahr 1600 die ländliche Bevölkerung dichter war, ja daß ganz Deutschland fast ebenso bevölkert, und in den Landdistrikten noch bevölkerter war, als heut. Zwar fehlten die modernen Haupt- und Fabrikstädte, allein alle die kleinen zahllosen Landstädte, die in ihren großen Weichbildern Ackerbau trieben und von der Kundschaft der umliegenden Landschaft lebten, da Letztere in Folge der schlechten Wege in ihren Bequemlichkeits-, Kleidungs- und Luxusbedürfnissen auf den nahen Bezug angewiesen, waren bei Weitem volkreicher besetzt als zu unserer Zeit, wo ihnen die Großstadt und das wohlfeile Transportmittel die Kundschaft weggenommen. Daneben blühten die freien Reichs- und Hanse-

städte als Sitze des Gewerbfleißes und des Großhandels und sie hatten ganz andere Dimensionen in Betrieb und Bevölkerung. Augsburg, Nürnberg, Stendal und so viele andere haben nicht mehr den vierten Theil ihrer Größe, die Baustellen sind zu breiten Gärten innerhalb der Stadt geworden und mit dem gewaltsamen Umsatz dieser Verhältnisse, der nur eine Folge des großen Krieges war, ward so viel unendliches Weh, so viel Klage und Jammer begraben, ja das Schreckensgespenst des stetigen und schrittweisen Rückganges in solchen Orten ist eine schauderhaftere Tragik für ganze Generationen gewesen, wie sie nur je ein Schicksalsdrama erdenken konnte.

Folgen dieses Wohlstandes und dieser Bevölkerungsdichtigkeit waren die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Reformationsbewegung. Alle solche geistigen Phänomene hängen und sind gebunden weit mehr an realen Zuständen, als man gemeiniglich denkt. So finden wir schon in der letzten Zeit dieser Blüthe Spuren von Wegeordnungen, von Brückenbauunternehmungen, Deichschauen und Flußregulirungen: nur fünfzig Jahre längerer ruhiger Culturfortschritt und wir wären schon damals zur Anwendung der Dampfkraft gelangt, denn die Erfindungen des Genie's springen auch nicht wie ein Gott aus dem Haupt Jupiters — die Arbeit des erfindenden Geistes kann erst eintreten, wenn das erweiterte Bedürfniß ihm den intuitiven Punkt zeigt, in welcher Richtung hin weitere und namentlich rentablere Vervollkommnung gesucht werden muß. So wurde das Bedürfniß nach Mittheilungen bei der allgemein günstigeren Disposition zum behäbigen Leben über die Nothdurft des nackten Daseins hinaus das Brutnest der vierundzwanzig Stäbchen Guttenbergs; es weckte die Erfindung und verlohnte deren Anwendung durch den Absatz der Druckschriften. Die Wechselwirkung der Mittheilung in der Aufklärung halfen aber bald einander gegenseitig und wir wissen, mit welcher rasenden Schnelle die Vervielfältigung von Luthers 95 Thesen die deutsche Welt durcheilten.

Andererseits schlug der hohe Culturzustand der Gesellschaft sehr leicht in die sociale Bewegung der Reformation um, deren

intellectuelle Seite von der vermehrten Bildung und der erleichterten Mittheilung des Wissens angeregt, während der wirthschaftlichen Seite von Seiten der Fürsten und des Adels kein Hinderniß in den Weg gelegt wurde. Die katholische Geistlichkeit hatte unter dem allgemeinen Behagen sich um so behäbiger eingerichtet, sie hatte, wie immer, noch weit trefflicher operirt, als Adel und Fürsten. Gern nimmt sie Städte und Dörfer mit deren Abgabepflichtigkeiten zum Geschenk, noch mehr aber hat sie ihr Augenmerk auf den Grund und Boden selbst; keine Pfarrstelle ohne Ackergrund, kein Kloster, kein Bisthum ohne Güter, die sie selbst bewirthschaften läßt, oder in Zeitpacht ausgiebt. Das Vermächtnißwesen ward zudem, wie immer gepflegt, und so steigt ihr Reichthum mit dem Aufblühen der Cultur bis in's Unglaubliche. Mir liegt eine Urkunde eines damals vertriebenen sächsischen Geistlichen vor, der nach dem Eintritt der Reformation alle die verlorenen Herrlichkeiten seiner Kirche im Kurfürstenthum Sachsen, in der Oberlausitz und im Herzogthum Sachsen aufzählt. Darnach besaß sie vor 1517 in diesen Landestheilen 160 Klöster aller Ordensregeln; das einzige Kloster Altzelle besaß allein 73 Ortschaften mit ihren Domänen nnd Domänenpächten, dazu hatte es noch drei Städte unter der Botmäßigkeit seines Abtes. Das Kloster Grünhain besaß 32 Dörfer und fünf Städte. Zu diesem Besitz kamen noch die zahllosen geistlichen Gilden der Calandsbrüder, Annenbrüder, der Begharden und dergleichen, die in jeder Kleinstadt und jedem anlehnlichen Dorfe sich von frommen Stiftungen ihr wohnliches Nest eingerichtet hatten und in Amt- und Brüderschaft unsern modernen Rauhhäuslern auf ein Haar ähnlich sahen. Die Deutschherren besaßen 13 Comthureien mit fetten Domänen und die Tempelherren vier große Balleyen. Ueber dem allen aber erhob sich die imposante Macht und Reichthumsfülle des Bisthums Meißen; ihm zur Seite florirten noch die Bisthümer Naumburg und Merseburg.

Diese Beengung des wirthschaftlichen Lebens durch die Anticipation so zahlloser Haushaltestellen von Seiten der Geistlichkeit machte sich die Fürstengewalt zu gelegener Zeit zu nutz; denn die Fürsten waren eigentlich arm geblieben unter dem

ganzen Aufschwunge, den die Gesellschaft durch die friedliche Arbeit nahm, eben weil sie nicht selbst arbeiteten und weil der ausgebildete Lehnesnexus des Adels immer das nächste Anrecht an der Frucht des Baumes in seiner Dominalhoheit besaß. Außer den Münzregalien und Zöllen und einem kleinen Theile der Kammerrenten und Forsten hatten sie wenig, selbst das in Geld verwandelte Lehnsritterpferd des Adels war keine jährlich feststehende Abgabe, sie konnte nur in Zeiten der Kriegsnoth verlangt werden. Außer den Reichsabgaben von geringem Belange existirten noch keine directen Steuern und der Lehnsverband, bald sich als Stände konstituirend, mußte bei einer derartigen Geldaufbringung erst um seine Bewilligung gefragt werden, die aus dem natürlichen Grunde immer pure Widerwilligkeit war, denn nach dem Prinzipe der „Abwälzung," welche treffliche Maxime jede Standschaft stets so leicht gelernt hat, waren sie viel zu vorsichtig und bedächtig, die Schultern ihrer Hintersassen, der Bauern, irgendwie erheblich belasten zu lassen, da diese ja dadurch zur Tragung der eigenen ritterschaftlichen Pächte und Frohnden geschwächt werden konnten. — Somit griffen die Fürsten gar gern in der allgemeinen Bewegung gegen die Geistlichkeit nach deren reichen Schätzen und Liegenschaften, um ihre eignen leeren Kassen zu füllen, an die das Söldnerheerwesen immer zwingendere Anforderungen stellte. Es lag aber in dieser momentanen Mobilisirung eines so bedeutenden Theils des Eigenthums, in dem Entreißen desselben aus todter Hand ein ungemein wirksamer Hebel für das fernere Wohl der Gesellschaft, wie sich dies in den protestantischen Ländern in kurzer Folge zeigte, sowie heut noch diese Folge im Gegensatze zu katholischen Distrikten sichtbar ist. Wiederum höher ging mit der Woge des Wohlstandes die Anforderung der Bildung, sie fand im Lutherthum kein Genüge mehr, und siegreich trat sie fast überall für den aufgeklärteren Calvinismus in die Schranken, ja der schärfste Parteihaß und die strengsten Verordnungen der Fürsten, die am Lutherthum genug hatten, konnten dem Zuge nicht steuern. Der Halbliberalismus witterte in der Verbreitung des Calvinismus, wie

immer in seiner voreingenommenen Weisheit, die nahe Gefahr des Unglaubens und der Auflösung aller religiösen und staatlichen Zucht, er fürchtete die Wiederkehr der Bauernaufstände im Anfange der Reformation, die noch nichts als ein harmloser jugendlicher Traum waren; denn wer den Bauer kennt, wird diesen Ausdruck begreifen.

Mitten unter all diesen zerfahrenen Religionsstreitigkeiten sehen wir in den Abschnitten fast jeder Spezialgeschichte von 1550 bis 1570 die ganz gleiche Erscheinung, daß jedes kleine Land seinen derzeitigen regierenden Fürsten fast bis in den Himmel erhebt, in jeder Geschichte wird er ein guter Hausvater und segenausstreuender Regent genannt; das Wohl des Landes quillt nur so hervor unter der vermeintlichen Folge seiner weisen Verordnungen. Und was thun denn diese Fürsten? Höchst unnützes, denn sie mengen sich allesammt in Dinge und beglücken diese durch Gesetze, die doch eine ganz interne Angelegenheit der Gesellschaft sind und somit jede vernünftige Regierung nichts angehn dürfen. Verordnungen für den Land- und Bergbau, für Forst-, Wiesen-, Hopfen-, Wein- und Obst-Cultur ergehen durchs Land und die Herren Geschichtsschreiber folgern daraus, daß diese Gesetze den gedeihlichen Culturstand des Landes hervorgezaubert hätten. Wir aber sagen: wie mußten die Fundamente der Entwickelung der damaligen Gesellschaft so fest und so solide sein, daß sie sich dadurch nicht stören ließen und diese Störungen, wo sie eintraten, so rasch und glücklich überwanden! Das Culturstadium war es allein, wie wir's oben beschrieben, vorbereitet durch die langen Jahre des Friedens, das all diese vermeintlichen Werke der Fürsten schuf und die einzige wirkliche Hülfe, die ihm von Seiten der Fürsten kam, war eine rein negative: es war ihre noch machtlose Stellung gegenüber der arbeitenden Gesellschaft, da es nur ein einziges jener raffinirten Steuersysteme gab, vermittelst deren sie die kostspieligen Heere, diese tiefen Krebsschäden der Neuzeit, erhalten nnd besolden konnten.

Doch ich breche ab, ich glaube dem Leser genug erzählt zu haben von jener glücklichen Periode deutscher Culturgeschichte,

die mit der unseren in allen Zügen die sprechendste Aehnlichkeit hat. Sie unterlag und ging gräßlich in Trümmer unter in dem Kampf zweier streitenden Gewalten, die sich bis zur gegenseitigen Ohnmacht zerfleischten. Der Conservatismus in der Gestalt des Kaiserthums wollte den Protestantismus ausrotten und mit dieser Ausrottung die Reichseinheit wiederherstellen. Es mißlang; denn das ganze schließliche Ergebniß war beiderseitiges Elend und mußte es sein, weil der Krieg ja nichts anderes ist, als die gegenseitig versuchte Zerstörung der Vorräthe des wirthschaftlichen Volkes, welche Zerstörung immer die verdiente Frucht ihrer Thaten erntet, nämlich: den gegenseitigen Schaden. Auch unsere Zeit hat wieder den Gipfel jener hohen Cultur errungen, ja sie ist in der Städtebildung und deren Folgen schon darüber hinaus; aber auch wieder ist mit dem Jahre 1866 der Kampf zwischen den beiden streitenden Gewalten ausgebrochen, dem naturnothwendig eine wirthschaftliche Beengung der Gesellschaft zu Grunde liegen muß — abgesehen davon, ob der Weg des Kampfes, oder überhaupt der Kampf das rechte Mittel zur Abstellung dieses Uebels ist oder nicht. Auch er hat sein Ende noch nicht erreicht, er kann möglicher Weise nur das Vorspiel zur rechten Verwirung der Verhältnisse sein. Doch bin ich nicht so thöricht, eine geistreiche Analogie zwischen dem ersten und diesem zweiten Bürgerkriege herausklügeln zu wollen. Hierzu vertritt Preußen bei Weitem nicht das, was die Forderung der Cultur ist. Allein ich halte es für Pflicht, zuzusehen und zu forschen nach dem, was wir aus dem alten Streite lernen können, vielleicht klärt das die Begriffe für den neuen bei welchem uns vor allen Dingen der Himmel davor bewahren möge, daß er jene fürchterlich zerfleischenden Dimensionen annehme, in Folge deren eine edle jugendlich aufstrebende Nation in eine jahrhunderlange Ohnmacht versenkt wurde — in Folge deren, mit der Vernichtung von drei Vierteln ihrer Quantität, ihre geistige Qualität einer ebenso schrecklichen Dezimirung unterlag und der letzte kümmerliche Rest willenlos geworden, sich in die Arme einer Unzahl kleiner despotischer Regierungen

warf, deren Entstehen und so überaus glückselige Dauer bis auf uns selbst das allersprechendste Zeugniß von der Vernichtung der geistigen Qualität der menschlichen Natur durch edn dreißigjährigen Bürgerkrieg abgiebt.

Erstes Buch.

Einleitung.

Die Brandtshaide Benno's des Reichen.

Im Jahre 1853 stellten die Beamten der Herrschaft Wiesenburg eine Auction alter massenhafter Akten und Papiere an, die sich auf dem Schlosse in überlastender Fülle angesammelt hatten. Mein Bruder, Kaufmann im Orte, erstand den bedeutendsten Theil für sein Geschäft und ich, der ich noch als vagirender Hauslehrer ihn öfter besuchte, kam zufällig eben dazu, wie er Krämertüten von seinem Lehrjungen daraus fertigen ließ. Bei meiner Neigung von Jugend auf, dergleichen Wust zu durchstöbern, saß ich bald mitten darin und verbrachte nicht weniger als vier Tage meines Lebens damit, um all das Quodlibet von Akten, Rechnungen, Steuerlisten, Prozeßinstruirungen, Polizeiurteln, Familien- und Geschäftsbriefen zu durchsuchen. Es hat dies auch seinen eigenen Reiz, denn oft gerade hinter den trockensten Geschäftsdokumenten der alten Zeit sieht man das Leben der vergangenen Generationen in seinen kleinen Zügen um so klarer hervorschimmern, welche kleine Züge in jedem speziellen Lebenslauf so schwer vor der Erinnerung aufgehalten werden und in der Geschichte, namentlich wie sie jetzt immer noch ein bloßes Referat der großen Aktionen, niemals einen Platz haben finden können. Das meiste Contingent der Briefe bestand aus Correspondenzen der Gerichtshalter und Inspektoren mit den Gutsherren und betraf Geschäftliches und Streitfälle aus den Jahren 1730 bis 1770; allein vieles erkannte ich

sogleich an der fremden ganz eigenartigen Ausbildung der Handschriften und an dem durchaus gelbfarbeneu Papier, im Gegensatze zu dem groben grauschimmligen des 17. und 18. Jahrhundert, als aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges und vor diesem herstammend. Unter diesen entdeckte ich einige lateinische Quarthefte von geübter Handschrift. Das Eine war eine vollständige Dissertatio des Titels: an exercitus assiduos tempore pacis nutrire sit utile necne? „Ob es nützlich sei, im Frieden stehende Heere zu halten oder nicht?" — Eine Frage, die mich in der Zeit des Jahres 1620 gestellt, wie am Schluß ersichtlich, mit Recht stutzig machte. Das zweite Heft war eine Sammlung von lateinischen Briefen, gewechselt zwischen dem gelehrten Augustus Büchner, später Professor in Wittenberg und zweien Junkern des Hauses, seinen ehemaligen Zöglingen — Briefe von anmuthigen Redewendungen, voll von kleinen realistischen Zügen aus dem Leben und von herzhaften Gedanken über die Zeitläufte, während wieder der weise Lehrer seine gemessenen Bemerkungen in den Jugendübermuth hineinstreut. Beim Blättern aber überraschte mich ein seltsamer Fund, zwischen den Briefen verstreut lagen einzelne vergilbte Blättchen und ich fand beim näheren Zusehen nichts Geringeres, als Bruchstücke einer deutschen Uebersetzung aus Shakspeare's „Romeo and Juliet;" diese Stücke waren von derselben geübten Handschrift mit lateinischen Lettern geschrieben, deren Gedankenfülle ich in den Briefen bewundert hatte, die Jamben waren schon nach dem Gesetz der Hebung und Senkung scandirt und verriethen somit Martin Opitzens und Büchners Schule. Ja, an dem Schluß des Bandes fand ich gar einige holden Mädchenbriefe in deutscher und englischer Sprache angeheftet, deren Einer sogar eines der jetzt berühmtesten Sonnette des englischen Dichters in deutscher Uebertragung enthielt. Bald fand ich auch ein Stück eines Tagebuchs von diesem Mädchen mit fernern Uebersetzungen und sonst gar merkwürdigen Be-

merkungen . . . „Shakespeare und dieser Weltwinkel!" rief ich aus, „habt Ihr Euch schon im Jahr 1620 gegrüßt?" Mich interessirte diese Sache höchlich und ich fand den Verfasser der Briefe an Büchner und den begeisterten Anhänger des großen William in dem zweitältesten Sohn Benno Friedrich Brandt's von Lindau, genannt des Reichen. Weitere Forschungen in den Chroniken und Hausakten dieser Herrschaft führten zu den Ergebnissen folgender Erzählung.

Bevor wir aber selbst in diese eintreten, möge der geneigte Leser erst noch vernehmen, was der Name, „Herrschaft Wiesenburg" in der Topographie und Physiognomie unseres Landes zu bedeuten habe. — Die Herrschaft liegt in dem jetzt kurmärkischen Kreise Zauch-Belzig und heißt im Munde des Volks kurzweg die Brandtshaide oder Brandtswinkel. Sie umfaßt einen hübschen Fleck Landes von zwei vollen Quadratmeilen, denn das Gesammtareal des Waldes ohne die Feldmarken der Güter und Dörfer sind an 45,000 Morgen. An Domainen und Vorwerken liegen innerhalb des Waldes 8, Bauerdörfer 6, Hüttendörfer mit herrschaftlichen Förstern, Holzhauern und Tagelöhnern besetzt 9. Dabei zählt das Erbbuch von 1575 noch 19 wüste Dorfstätten auf, deren Areal aber schon damals als mit 200jährigen Buchen und Eichen bewachsen angeführt wird, — ein Beweis, in welche graue unvordenkliche Vergangenheit deutsche oder wendische Kultur gereicht hat. Die Brandtshaide bildete die nördlichste Spitze vom ehemaligen Kurfürstenthum Sachsen, ist 1815 an Preußen gekommen und ihrer geographischen Lage wegen der Provinz Brandenburg zugetheilt worden. Der Boden ist ein Plateau, die höchste Erhebung der Mark, der Hagelberg von 700 Fuß Höhe liegt an ihrer Grenze und sie selbst ist eine Fortsetzung des Flämings und bildet ebenfalls die fernere Wasserscheide zwischen Havel und Elbe. Flüsse und Bäche fehlen bis auf einige Quellen, die die Natur der

Steppenflüsse haben; sie verlieren sich nämlich nach kurzer Bachbildung in den Sand oder in Seen, denen jeder Abfluß fehlt; und so giebt es der sogenannten „verlorenen Wasser" mehrere, nachdem sie selbst vorher Mühlen getrieben haben. Das Erdreich des ganzen Areals ist eigentlich arm und mager, allein der Waldwuchs ist von immenser Ueppigkeit und erinnert oft an die Pracht des Urwalds. Man ersieht hier, wo der Wald seine eigenen Ueberreste an Streu, Laub, Reisern und selbst der Durchforstungshölzer behält, wie er selbst den ärmsten Sandgrund immer reicher und reicher macht. Der Wald ist dann ein chemischer Apparat, der die Bestandtheile der Luft an Stickstoff und Kohlenstoff als feste Bestandtheile auf den Boden niederschlägt, die dann in inniger Verbindung mit den Mineralien, die fruchtbaren Humusschichten bilden. Massenhafte Eichen- und Buchenwälder, wechselnd mit undurchdringlichen Kiefernbeständen, alte Kiefernwaldungen von räthselhafter Egalität und Dichtigkeit des Bestandes, wechseln miteinander auf Meilenweite; der Wagen, der durch sie hinfährt, schmiert in den Gleisen und seine Räder triefen wie von Fett in der Walderde, die sich im Lauf der Jahrhunderte gebildet. Einzelne Baumexemplare von Buchen, Eichen und Kiefern giebt es, die an Schönheit und Mächtigkeit alles Glaubliche übersteigen. So sah ich einen Magdeburger Händler einmal drei stehende Kiefern kaufen, wofür er 359 Thaler zahlte, die stärkste derselben kam 127 Thlr.; und mein sachverständiger Bruder versicherte mich, daß der Händler noch äußerst preiswürdig gekauft habe. Nichts ist überraschender, als das Emporstreben junger angesäeter Kiefernschonungen; im siebenten oder achten Jahre ihres Wuchses, haben sie die Höhe von anderwärts zwanzigjährigen erreicht und Maitriebe sieht man durchschnittlich von der Länge eines Mannesarmes; denn bei dem bereicherten Boden ist das Klima in dem großen Waldcomplexe durchgehends feuchter und gleichmäßiger, als in den angrenzenden waldlosen Distrikten; die

Austrocknung durch die dörrenden Ostwinde wird gehemmt, diese dringen nicht in die Wälder ein, sondern müssen darüber hinwegstreichen. Im Sommer ziehen in Folge der immer um einige Grade feuchteren Luft die Strich- und Gewitterregen vorzugsweise hierher, denn es ist eine alte Erfahrung, daß die Feuchtigkeit des Bodens die Feuchtigkeit des Himmels an sich zieht. So hat die Landschaft den Character des Klimas der Gebirgsgegenden des Harzes und Thüringens, im Winter einige Grade Kälte mit bedeutend tieferem Schneefall, kennt aber dafür im Sommer keine Dürren, wie sie anderwärts in den Jahren 1857, 1858 und 1865 erlebt worden sind.

Im Ganzen war der District in alten Zeiten ein Grenzwinkel und er ist es heut noch; er hatte Anhalt und das Erzbisthum Magdeburg im Westen, die Kurmark im Norden, alle drei in ihren Grenzen mit Wäldern daran stoßend; im Süden nur lag sein Attractionskern, das Kurfürstenthum Sachsen, der aber zu näherer Verbindung durch Wege, Straßen und Handel bei der Landlage wenig vermochte; denn bis zu dem vier Meilen entfernten Wittenberg lag ein krauswelliges Hügelland mit dünner Bevölkerung und magerem Höheboden, der durchaus keine Bedingungen zu Entstehung von Verkehrsadern bot. Die Sage erzählt deßhalb, daß die ganze Brandtshaide im 14. Jahrhundert dem Ahnherrn der Brandts für einen Jagdhund vom Herzog zu Sachsen geschenkt wurde. Der Preis des Lehens ist auch in Wirklichkeit nicht viel mehr gewesen, denn heut noch weist das ganze Gesammtbesitzthum als Lehenspflicht die Gestellung von vier Ritterpferden auf, die zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in einen festen jährlichen Beitrag von 38 Thlr., also 152 Thlr. verwandelt wurden. Ein solches Lehenspferd war also das Aequivalent für eine Bodenfläche von 12—13,000 Morgen Areal, wo wir doch Güter in volkreichern Gegenden von 300 bis 400 Mrg. Größe aus den ältesten Zeiten her mit

einer gleichen Leistung belastet finden. Die Wirkungen steigender Cultur äußerten sich auch nach hierher immer am allerletzten, dann aber mit großer Energie und in bedeutenden Dimensionen. Der Reichthum des Holzes ist Jahrhunderte lang fast eine Last der Besitzer, die Nachfrage fehlt, die Abfuhrkosten in weitere holzbedürftige Gegenden übersteigen weit den Werth des zu erlösenden Preises, Chausseen oder Eisenbahnen zu bauen, wären unter diesen Umständen vermessenere Dinge als der Thurmbau zu Babel. Rentabler ist es noch, holzfreie Strecken mit gutem Boden als Laaß- oder Erbpachtacker auszugeben, wenn nur die armen Gutsherren immer Geld genug gehabt hätten, den ersten Einliegern Wirthschaftshöfe zu bauen und das Geräth zu geben. Bei der ersten nachrichtlichen Erwerbung durch die Brandts waren nur 4 Dörfern mit Bauern besetzt; mühsam streben die Besitzer darauf hin, mehr Dörfer zu bauen und Colonien heranzuziehen. Aber schon Benno der Reiche sah unter den veränderten Conjunkturen seiner Zeit die Sache anders an und fand, daß das Colonisiren eigentlich nur eine Spekulation sei, als ob sich der Bauer Raupen in den Kohl setzte. Wozu auch noch Bauern in den Wald einnisten lassen, wenn das Holz ein so hoher Werthartikel wird? Er kauft daher schon wieder einige aus und versucht das bekannte „Bauernlegen,“ gegen das die Regenten später so arg eiferten. Aber wiederum steht es nach dem dreißigjährigen Kriege anders, die Holzconjunkturen sind nochmals zur Urwildniß zurückgekehrt und der Bauer ist mit seinen Pächten wieder die einzige Melkekuh, die den Junker vorm Verhungern schützt, und langsam mehren sich die Dorfstellen mit Bewohnern, ja 1702, also 54 Jahre nach dem Friedensschluß ist erst das Dorf Neuwerbig wieder vollständig besetzt. — Vor hundert Jahren noch waren die Brandts so arm, daß diese Armuth, in Verbindung mit der Unsicherheit der Holzabnahme, die nur in Kohlen und Theer Ausfuhrartikel

bot, den Besitzer von Schmerwitz, den Hauptmann Carl Brandt von Lindau zu dem klugen Unternehmen bewog, einen Contract mit der Mannsfeld-Eislebener-Bergwerksgesellschaft abzuschließen, in dem er versprach, alljährlich, und zwar für ewige Zeiten 300 wahre Riesenklaftern kiefern Scheit, jede für einen Thaler Gold aus seiner Forst zu liefern. Er wollte seinem nachkommenden Geschlecht eine jährliche feste Rente von 3000 Thalern sichern, und hat damit nur in den letzten dreißig Jahren seinen Erben die Einnahme von wenigstens 400,000 Thaler entzogen und der jetzige Besitzer gab noch gern 150,000 Thlr. Entschädigung hin, um nur von der Bedingung dieses unheilvollen Contracts erlöst zu werden. Ich habe die moderne Lage dieser Gegend bei einer andern Gelegenheit geschildert und muß darauf verweisen, um nicht in Wiederholungen zu fallen.*)

Umsomehr dient nun als sprechendster Beweis für die hohe Cultur des Jahres 1600 dieser Landstrich; denn er zeigte gleiche Erscheinungen wie heut. Alle schriftlichen Documente dieser Zeit sind voll des Lobes und Preises des damaligen Besitzers Benno Friedrich Brandt von Lindau, genannt „des Reichen". Er bewirthete Kurfürsten und Landgrafen auf das Prächtigste, beherbergte sie mitsammt ihrem Jagdgefolge in seinem weiten, 1586 erbauten Schlosse. Er kaufte ringsherum an ein Dutzend Rittergüter für Kaufsummen, die weit höher waren, als hundert Jahre später. Er ward wegen seines Reichthums vom Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg I., beneidet, der ihn scherzweise seinen Holzfürsten nannte, er lieh den großen Herren und bürgte für sie, wofür er schließlich bei dem Unvermögen der Fürsten öfter zahlen mußte, so z. B. für den Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, dessen Lehensträger er ebenfalls für einige Besitzungen in der Mark war und

*) Skizzen und Erzählungen aus dem modernen Leben. Berlin. A. Vogel. 1866.

als dessen Bürgen an die Grafen von Schulenburg 40,000 Dukaten, und verlor an die Grafen von Barby andere 30,000 Thaler. Dennoch hinterließ er noch mehrere hunderttausend Gulden und lange, lange Schuldregister, trotz seiner vielen Güterkäufe, die er alle in Baarem abgemacht hatte.

Dies ging natürlich zu, wiewohl auch hier wieder die kleinen Chronikenschreiber Alles der guten Wirthschaft des Besitzers zu Verdienst schreiben, wie wir bei den Fürsten gesehen. — In Zeiten hoher Cultur wird das Holz ein gesuchter rarer Artikel; die Entwaldung schreitet vor, denn sie muß dem Ackerbau weichen; der Verbrauch des Holzes steigert sich in Progressionen gegenüber den gewerblichen Unternehmungen, da diese des Holzes trotz des modernen Eisens niemals ganz entbehren können, und der Wald mußte überdies damals auch noch das ganze Brennmaterial hergeben, wo von Kohlen noch keine Rede war. — Der reiche Benno bemerkt selbst eigenhändig in seinem Haus- und Erbbuche von 1592, worin die damaligen Besitzungen nebst den vielen Pertinenzien aufgezeichnet wurden, daß bei Abhaltung der jährlichen Holzmärkte (also schon damals Institutionen, die unseren heutigen Holzauctionen entsprachen!) von weit und breit die Umgegend bis Magdeburg, Wittenberg und der ganze Fläming erschien wären, „um sich des Holzes zu erholen" und daß er oft bei tausend Wagen an Einem Tage hat abfertigen lassen müssen. Dieser ziemlich dicke Foliant enthält außer den Bruttoerträgen der 8 Vorwerke in der Brandtshaide und den 10 angekauften Gütern außerhalb derselben das Verzeichniß der zinspflichtigen Bauern in der Brandtshaide und rechnet außerhalb derselben im Kreise Zauchbelzig und der „Zahnischen Pflege, auf das Freihaus des Junkers in besagter Stadt zu schütten": 38 Dörfer mit 3129 Scheffeln Pachtzins an Martini (den 11. November) zu schütten als Einnahme auf; letztere Pächte datiren aus dem Jahre 1422 vom letzten anhaltischen Kurfürsten

von Sachsen Albrecht III. als Geld und Getreidepächte von den kursächsischen Aemtern Belzig und Rabenstein zu erheben.

Weil nun die Erscheinungen in jener räthselhaften Wiederholung, die man Menschenleben nennt, immer dieselben sind, so erzeugte auch hier der Wohlstand bald Gefallen an feinerer Sitte und besseren Gewohnheiten; dieses Gefallen führte zum Geschmack an der Kunst und der Literatur. Bei den Vorfahren Benno's hatte sich bis dato keine Spur davon gezeigt, sie trugen fast durchgängig die Waffen in ihrer Jugend. Der Vater Bennos brachte es nur bis zum kursächsischen Rittmeister und quittirte zeitig, um sich der Bewirthschaftung seiner Güter zu widmen. Der Großvater war Krieger und kurfürstlicher Rath zugleich, er war in der Schlacht von Mühlberg an der Seite des unglücklichen Kurfürsten, und öffnete als Statthalter dem Sieger Herzog Moritz die Thore Wittenbergs. Dafür hausten die Spanier gar entsetzlich auf seinen Gütern, bis sie der neu ernannte Kurfürst Moritz sehr bald aus seinem jetzt eigenem Besitzthum herauscomplimentirte. Benno der Reiche schrieb eine gar geläufige Handschrift und er war Mitglied der damals blühenden fürstlichen Verbindung, der fruchtbringenden Gesellschaft oder des gekrönten Palmenordens. Er führte noch keinen der sonderbarsten Namen, die in dieser Gesellschaft so wenig literarischen Geschmack verriethen. Er nannte sich „den Steifen" und sein symbolisches Gewächs ist ein Buchsbaum mit der Umschrift „im Feuchten". — Bis zur Selbstproduktion scheint er sich jedoch nicht verstiegen zu haben, denn ich habe in verschiedenen Schriften, die von Mitgliedern dieser Gesellschaft hervorgingen, niemals ihn unter der famosen Zahl der Dichterlinge gefunden, die, wie eben ihre Gewohnheit war, vor jedem ihrer Werke in dutzendweisen gräßlichen Sonnetten einander ansangen. Dennoch muß diese Richtung von großem Einfluß auf seine Familie gewesen sein; denn seine beiden ältesten Söhne, Benno

Friedrich und Rudolph, sah man, statt den Waffen zu huldigen, die Universitäten Wittenberg und Straßburg beziehen und sich ganz der Kunst und Wissenschaft widmen.

Beide waren, nah an die Dreißig und nach Vollendung ihrer Studien, an den Hof von Kassel gekommen. Kassel war damals weit und breit berühmt, seines kunstliebenden Fürsten, des Landgrafen Moritz wegen, dem seine Zeit schon den Beinamen „des Gelehrten“ gab. Das Gleiche zieht einmal das Gleiche an, weil es vom Gleichen nur erkannt wird. Moritz hatte bereits zwanzig Jahre seiner Regierung dazu angewendet, seinem kleinen Hofe allen den Glanz und den Schmuck zu verleihen, den Pflege der Kunst und Wissenschaft in Verbindung mit besserer Sitte und feinerem Geschmack zu verleihen im Stande ist. Er zog Gelehrte ins Land, legte eine Buchdruckerei an und sammelte wissenschaftliche Werke in seinen Bibliotheken. Er gründete im Jahre 1618 die berühmte Ritterakademie, in der sein Adel eine Pflanzstätte der Bildung finden sollte, und die Sache lag ihm so sehr am Herzen, daß er selbst in dieser Akademie vom Katheder herab lehrte und Disputationen hielt. Dabei unterhielt er eine Hofcapelle nach italienischem Muster; betreffs seines Hoftheaters finden wir hier die fast einzig dastehende Erscheinung, daß er das Theater mit der Schule verband, indem die Zöglinge der Akademie zu den Rollen der alten klassischen Tragödien und Comödien verwandt wurden; er selbst componirte mehrere sogenannte theatralische „Inventionen“, in denen die Heldenthaten der Griechen und Römer und Scenen aus der Mythologie von seinen Zöglingen auf den Brettern dargestellt wurden. Daneben leuchtete aber noch ein anderes Licht über Cassel: Moritz hatte eigene englische Comödianten in seinem Sold. So grüßte der große Geist Shakespeare's zum ersten Male nach Deutschland herüber, denn sie spielten auf deutschem Boden und in deutscher Sprache die Lustspiele des englischen Dichters,

was vor dem dreißigjährigen Kriege nur noch in einem einzigen Orte, auf der gelehrten Schule zu Zwickau unter den dasigen Schülern nach Anleitung ihres Rectors vorkam — und später unter der Barbarei und Volkszerstörung in Deutschland gänzlich verschwand bis auf die Zeit Goethe's.

Benno Friedrich's und Rudolph's Vater starb am Weihnachtstage des Jahres 1623 und von diesem wichtigen Familienvorgange gerufen traten beide Jünglinge von Cassel die Heimreise an, um die Erbschaft des väterlichen Hauses, das sie bis dahin so reichlich dotirt, in Empfang zu nehmen; allein Benno Friedrich, schwächlich gebaut und längst schon kränklich, starb an einem Fieber plötzlich unterwegs zum großen Schmerze Rudolph's, da das Brüderpaar außerordentlich zärtlich aneinander hing. Von Rudolph aber rühren jene Schriften her, die ich in der Wiesenburger Makulatur fand, und dieser Rudolph soll uns mit seinem Leben weiter beschäftigen.

Erstes Kapitel.

Das Testament.

Es war zu Anfang des Jahres 1623. Ein weißblauer streifiger Himmel mit blassem Sonnenschein lag überm Land. Die Witterung war mild, der Schnee schon mit den letzten Januartagen gewichen. Früh härtete die Erde noch ein leichter Frost, am Mittag aber meinte es die höher steigende Sonne schon so gut, daß die Sperlinge auf dem Dach zu schwatzen anfingen und die Haubenlerchen auf dem Pflaster sich schon mit ihrem kurzen jauchzenden Aufruf fliegend erhoben.

Im Schloß zu Wiesenburg aber schaltete und waltete das Dienstpersonal mit regem Eifer. Der alte stelzfüßige Amtshauptmann von Pentzingk stolzirte mit gewichtiger Miene umher, überall Befehle ertheilend und zur Eile ermunternd. Er schritt von Zimmer zu Zimmer und musterte die sonntägliche Ordnung; in jedem Kamine brannte die lodernde Flamme von festem Buchenscheit, um alle Räume zu durchwärmen. Jetzt trat er in das Eingangsportal des Schlosses; — er ging noch in der spanischen Tracht, die er aus der Höhezeit seines Lebens mit in den Abend hinübergenommen, wie dies so häufig geschieht. Die fast stehende Halskrause, steif wie eine Mauerkrone, sollte wohl ihre treffliche Form durch keine einzige Faltung einbüßen, darum vermied er offenbar jede Drehung des Halses und ließ beim Um-

schauen seine Augen weit über die Natur hinausrollen, um jene Bewegung zu ersetzen. Seine mit den dicken Polstern ausstaffirten Hüften standen in seltsamem Contrast mit den engbehos'ten Beinen. Letztere glichen deshalb einem wohlgeformten Wasserrübenpaar, dem die weißseidenen engen Strümpfe und der linke gelenklose Stelzfuß noch mehr den Schein der Aehnlichkeit gaben. Ein kleiner Degen hing an seiner Seite, der zierliche Dolch steckte schräg im Gürtel und unter dem spanischen Mantel sah von der Brust die goldene Kette mit dem großen Wappenschaustück des Hauses Lindau vor. Er rückte gemessen die Tannenguirlanden zurecht, die das Portal bekränzten, richtete seinen Blick, indem er sich seiner Krause wegen mächtig rücküberbog, auf den Thurm, auf dem der Thurmwart so eben die große weißblaue Fahne aufzog, dann dirigirte er seine beiden rollenden Augen nieder auf die beiden riesigen Knechte, die wie zur Schildwacht, die Radflinten im Arm, den Degen an der Seite, im inneren Schloßhof auf- und abgingen. Ihre schweren Reiterstiefeln fielen mit lautem Fall auf das Pflaster bei jedem Schritt, die blanken Waffenknöpfe ihres „Ehrenkleides" — wie damals die Livree hieß — glitzerten ordentlich im Sonnenschein und ihr metallener Helm gab ihnen das Ansehen der mittelalterlichen Ritter.

Nachdem der Amthauptmann auch diese gemustert, nickte er.

„Nun, zu Pferde!" befahl er, „reitet der Herrschaft entgegen bis an die Grenze. Es ist neun Uhr, die gnädigen Junker wollen um elf Uhr hier eintreffen."

Die reisigen Knechte entfernten sich. Der Thorwart, der aus dem Fenster sah und den Befehl mit anhörte, trat heraus und öffnete die beiden Flügel der Thoreinfahrt. Der Thurmwart oben aber fing eifrig an zu kehren auf der Galerie und warf mit der Schaufel den Kehricht hinab in den Burggraben.

Der Amtshauptmann vermerkte dies übel und rief

grollend hinauf: „Das hättet ihr auch schon längst thun können, Ihr wißt doch seit acht Tagen, daß die Herrschaft kommen will . . .“

„Verzeihens Ew. Gestrengen,“ entschuldigte sich der Diener von oben, „die Krähen haben heut Morgen hier Frühmeß gehalten . . .“

„Was leidest Du das, Bärenhäuter? Verscheuch doch das Vieh zu rechten Zeit.“

„Konnte nicht, durfte nicht, Ew. Gestrengen! Die gnädige Frau und die Kinder mitsammt dem Informator freuten sich zu sehr darüber. Sie sagten, die Krähen stimmen die Klage an um den seligen Herrn Benno, daß er todt ist, sie vermissen die Wildgeschlinge, die er immer ihnen zum Fraß auftragen ließ.“

„Nun mach, daß Du fertig wirst und schwatze nicht,“ herrschte der Hauptmann. „Lug mir achtsam ins Land hinaus, damit Du mir flugs melden kannst, wenn Etwas kommt.“

„Herr Hauptmann,“ begann der Thurmwart noch einmal, „die gnädige Frau trug mir auf, heut die Kost für die beiden Gefangenen aus Herrschafts Küche zu holen . . .“

„Meinetwegen,“ entgegnete Pentzingk, „mögen sie auch erfahren, daß heut Festtag ist. Aber ihr Festtag ist schlimmerer Art,“ murmelte er vor sich hin weiter; „heut kann der neue Herr endlich das Urtel unterschreiben und dem Wilddieb wirds wohl das Henkersmahl sein.“

Indem er noch dies sprach, kamen aus einem der Seitenflügel des Schlosses die drei herrschaftlichen Beamten auf ihn zu. Es war der Gerichtshalter Roderich, der Amtsschösser Leuer und der Kornschreiber Walter, die im Verein mit ihrem Präses, dem Hauptmann von Pentzingk das gesammte Collegium der Justiz-Polizei- und Wirthschaftsverwaltung des herrschaftlich Lindau'schen Hauses vorstellten. Jeder hatte seinen Folianten unterm Arm und die Diener folgten ihnen nach mit ganzen Actenstößen.

„Recht so, Ihr Herren", rief ihnen Pentzingk entgegen. „Kommt in den Kurfürstensaal an die große Tafel, damit wir alles Akten- und Registraturwerk fleißig auflegen und ordnen."

Er stapelte vorauf mit seinem Stock und Stelzfuß und die Begleiter folgten ihm in's Schloß.

Der Kurfürstensaal, in den sie traten, hatte sechzehn Fenster Front und seine Tiefe betrug vierzig Fuß; in der Mitte war er durch einen Säulengang gestützt, wozu die schönsten Eichen des Waldes ihr Contingent hatten stellen müssen. Er war also getauft, weil hier Johann Georg I. von Sachsen mehrmals von seinem reichen Lehensträger Benno empfangen und nach den Freuden der Jagd hier mit den Freuden der Tafel bewirthet worden. Der Saal war prachtvoll genug für jene Zeit. Die Wände waren tapeziert und die Tapeten bildeten große, in lebhaftem saftigrünen Colorit gehaltene Gemälde, deren Gegenstand die verschiedenen Phasen des herrschaftlichen Vergnügens, der Schweins- Hirsch- und Wolfsjagd waren.

Die Beamten legten auf der langen Tafel ihre Bücher auf.

„Hier", begann der Gerichtsverwalter Roderich, „die beiden Untersuchungssachen legen wir vorn an. Das Urtel ist fix und fertig, der neue Herr mag es heut noch unterschreiben, denn es muß noch nach Wittenberg, ehe die Vollstreckung eintreten kann."

„Warum erst nach Wittenberg?" fragte der Amtshauptmann befremdet.

Der Gerichtshalter zuckte mit den Achseln. „Ist neue Vorschrift; dies Amtshandelsbuch — er zeigte auf seinen Aktenfolianten, — ist neulich vom Hofgericht zu Wittenberg durchgesehn und hier, der Paragraph sieben unseres Polizeigesetzes, worauf auf Wilddieberei und Holzdiebstahl mit Pferd und Wagen Verhängung der Todesstrafe dem Gerichtsherrn zusteht, ist uns angefochten und

darauf aufmerksam gemacht, daß solches zwar erkannt, aber dem Hofgericht zur Bestätigung vorgelegt werden müsse."

„Das ist ja ein Eingriff in unsere Rechte!" fuhr Pentzingk auf. „Das hätte man dem seligen Herrn nicht geboten; die Zwang- und Bannrechte gehören der Herrschaft ohne Einschränkung. Wir werden sie ohnedies an unseren Eigenen sparsam gebrauchen!"

„Das ist wahr, entschuldigte der herrschaftliche Mann des Gesetzes, „allein hier ist die Verfügung an mich; ich kann nicht anders."

„Nun lassen wir den neuen Herrn entscheiden; er wird hoffentlich remonstriren," sagte Pentzingk und wandte sich zum Amtsschösser, der in dem großen Haus- und Erbbuche blätterte, das auf 500 Folioseiten ein statistisches Verzeichniß all der Besitzthümer und Prästationen der Gegend enthielt, die wir Eingangs erwähnt haben.

„Ich habe sämmtliche Erwerbungen seit 1610 nachgetragen," begann er.

„Ja, ja, ich weiß," nickte Pentzingk lächelnd, „der selige Herr wollte das immer nicht . . ."

„Er mochte nicht wissen, wie reich er war," ergänzte der Amtsschösser.

„Habt Ihr auch die Alloden alle von den Lehnpertinenzien getrennt?" fragte Jener.

„Ja!" war die Antwort.

„Nun, was beträgt der Allodenbesitz nach dem Kaufpreise?"

„197,500 Gülden meißnisch."

Der Amtshauptmann lächelte, zog sein Blättchen aus der Tasche und musterte die Zahlen. „Stimmt aufs Haar mit meiner Rechnung!" rief er. „Und die ausstehenden verbürgten Schuldverschreibungen des Seligen von den Potentaten und andern Herrn vom Adel?"

„134,000 Gulden mit 20,000 rückständigem Zins."

„Brav, brav," rief der revidirende Hauptmann.

Indessen hielt ihm schon der Kornschreiber seinen Zettel hin. „Hier, Ew. Gestrengen, zwanzig Scheffel Rest von hiesiger Pflege; funfzehn von der Zahnschen; zwei Gulden Voigtsgroschen rückständig; sind all die Abgebrannten, denen Ew. Gestrengen Aufschub gewährt."

„Das ist meiner Seel musterhafte Ordnung," entgegnete Pentzingk; „ja, ja, wenn man nur streng ist, da geht Alles von selbst. Der selige Herr ward nachgerade zu gut, hörte auf jede Klage und gab Aufschub. Der Reste waren sonst nie unter 200 im Januar."

Während der Hauptmann sich noch so seines Regiments freute, was übrigens nur insoweit streng war, als bei der herrenlosen Verwaltung die ganze Verantwortlichkeit auf seinen Schultern lag, blies der Thürmer mit allen Kräften vom Thurm, und vom Hofe her scholl schon durch die Fenster das Wiehern der schwerschreitenden Pferde von den beiden reisigen Knechten, die vorauf geritten kamen.

Alles stürzte hinaus, selbst Hauptmann von Pentzingk so schnell, als er mit seinem Stelzbein vermochte. Doch kam er noch zeitig genug, denn die vier Wagen, die anlangten, hielten noch vorm Thor, umstanden von der sonntäglich gekleideten Menge der Hörigen und des Hofgesindes; der Lehrer im Verein mit dem Pfarrer sang mit den Schulkindern, die Glocken läuteten und darnach hielt der Pfarrer Nözelius entblößten Hauptes vor dem Kutschenschlag seine Rede. Ein junger artiger Herr dankte ihm aus dem ersten Wagen heraus, lud ihn auf's Schloß ein, und somit setzte sich der Zug nach dem Burghof in Bewegung.

Bald kamen noch andere, Wagen und Reiter dazu. Wir übergehen die Begrüßungen und finden sämmtliche Gäste bald in dem Kurfürstensaale vereinigt. Es war eine Gesellschaft von nahe an vierzig Personen. Zunächst war der jetzt älteste Sohn Bennos des Reichen Rudolph Brandt von Lindau, noch tief im Traueranzug, da er erst vor vier Wochen seinen ältern Bruder

Benno Friedrich verloren. Ihm zunächst kam Wolff Dietrich, 24 Jahr alt, Page bei der verwittweten Kurfürstin Hedwig auf der Lichtenburg, die ihm ihren Hofmarschall von Wallwitz als Beistand mitgegeben, sie hatte überdem noch einen besonderen Brief an die kurfürstlichen Commissare geschrieben; ferner war anwesend der dritte Sohn, Friedrich Heino, kurfürstlicher Cornet, 21 Jahr alt, darnach zehn Töchter erster Ehe Bennos mit Maria von Broesigke; sieben davon verheirathet an adlige Herren der Umgegend, waren mit ihren Ehemännern gekommen. Nach diesen dreizehn Kindern erster Ehe kam des verstorbenen Wittwe, die Freiin Lukrezia Gans Edle zu Puttlitz mit ihren fünf halberwachsenen Töchtern an der Hand, endlich der Hofmeister David Bucher mit den beiden jüngsten Söhnen Joachim und Jobst Christoph. Keiner wollte bei der Testamentseröffnung und der wichtigen Theilung der Lehn und Alloden fehlen und Jeder hatte davon zu beanspruchen. Neben diesem Gros der Familie waren als kurfürstliche Mandatare zur Testamentsvollstreckung angelangt: der Hofrichter und Amtshauptmann von Wittenberg, Herr Daniel von Koseritz, der Professor juris von der Universität Wittenberg Dr. Erasmus Unruh zur nöthigen Rechtskonsulenz und der Amtsschösser Michael Schneider zur Rechnungsrevision. Außerdem waren der Pfarrer und die vier Beamten von Wiesenburg im Zimmer.

Der reiche Benno Brandt hatte seinen letzten Willen bei dem Hofgericht zu Wittenberg niedergelegt. Niemand wußte von dem genauen Umfang seines Vermögens, noch etwas von dessen Vertheilung. Man kann sich also denken, wie erwartungsvoll Alles auf die Hand des kurfürstlichen Commissars von Koseritz sah, als er, an dem einen Ende der Tafel stehend, das verhängnißvolle Dokument emporhob, dessen Siegel erbrach und folgendes las:

„Wir, Benno Brandt von Lindau, in Anbetracht, daß wir nicht umsonst in so glücklichen Zeiten des

Friedens und Gedeihens gelebt haben, wollen und zu dem End-Zweck, daß dies unser herrschaftliches Haus in dem Reichthum und blühenden Stande erhalten bleibe, in dem es sich nunmehr — Dank dem Allmächtigen — befindet, wie solches in früherer Zeit bei der Zersplitterung und dem Theilungsstreite niemalen zuvor dagewesen: als haben wir mit urkundlich beiliegender consensione Kurfürstlicher Gnaden hiermit verordnet: daß von nun an in ewigen Zeiten, wie in den andern hohen Häusern, das Recht der ungetheilten Primogenitur in unserm Lehensitz eingeführt werde. Wir setzen daher kraft dieser Urkunde unseren Erstgebornen Benno Friedrich zum alleinigen Erben unserer Gesammtherrschaft Wiesenburg ein, soweit sie mit ihren Pertinenzien in dem Lehensbriefe von 1453 aufgeführt. Allen unseren nachgeborenen Söhnen bleibt das Recht der agnatischen Erbfolge jedem ferneren Gliede unserer Mannslinie in allen Graden rechtlicher Descendenz unbenommen und unter churfürstlicher Zusicherung verbrieft. Auch legen wir jedem Besitzer dieser Herrschaft die Pflicht auf, jedem Angehörigen weiblichen oder männlichen Geschlechts, wenn er mittellos in benöthigten Umständen sich hierher wendet: 100 Scheffel Pachtkorn und 100 Gulden meißnisch nebst freiem Cavaliergadem und Brennholz bis an sein Lebensende zu gewähren. Alles andere von unserer Hinterlassenschaft, was an baarem Gelde und ausstehenden Forderungen vorhanden, sollen meine Töchter ererben; meine übrigen Söhne theilen sich in die zehn von mir erkauften Allodialgüter, die ich zu diesem Behufe erworben. Meiner getreuen Wittib bleibt das Lehngut Mahlsdorf zum lebenslänglichen Nießbrauch, allnach es an die Herrschaft zurück verfällt . . .

Ein Schrei der Ueberraschung ging durch den ganzen Saal, kein Mensch hatte eine solche ungleiche Testirung erwartet; man hörte nicht mehr auf die kleinen Nachsätze betreffs des Amtshauptmanns von Pentzingk und

der Bedienten. — Stets hat dieser Schritt, den hier Benno der Reiche vornahm, die größte Opposition in den gräflichen und fürstlichen Häusern hervorgerufen, und selten ist es dabei ohne Thätlichkeiten abgegangen; oft waren Jahrhunderte nöthig gewesen, um die Unterwerfung der Familie unter das Primogeniturgesetz zu erzwingen. Hier waren selbst die weiblichen Erben mit ihren Ehemännern nicht zufrieden, nach der geltenden Mannlehnfolge hatten sie so wie so an Wiesenburg und seine Lehen keinen Anspruch, allein dieses mußte nach altem Recht unter die fünf Söhne getheilt werden, und ihnen mußten sämmtliche Alloden und alles baare Vermögen zufallen. Nun waren sie gar mit dem baarem Gelde abgefunden; zwar kam auf jeden weiblichen Erben die Summe von mehr als 10,000 Gulden, die nach heutigem Maßstab wohl reichlich 50,000 Gulden werth waren; allein was war das gegen das ganze Besitzthum der Herrschaft Wiesenburg?

Nun war derjenige, dem das ganze Glück in den Schooß fiel, nicht anwesend, er war todt. Sein Nachfolger in dem Erbe war Rudolph, auf den Aller Blicke erwartungsvoll sich hefteten. Er blickte selbst verwundert darein und sein Erstaunen ließ ihn keine Worte finden.

Da trat der Hofmarschall der Kurfürstin Hedwig, Herr von Wallwitz heran; er erhob im Namen seines Schützlings Wolff Dietrich Widerspruch gegen das Testament, da die Agnaten nicht gefragt worden seien. Nun wären zwar keine ältern Lehnsvettern vorhanden, da Benno als einziger seines Stammes keine mehr gehabt, weshalb die Güter alle in seiner Hand vereinigt gewesen; allein von seinen eigenen Söhnen wären mehrere majorenn, sie hätten gefragt werden müssen. Auch Wolff Dietrich sei über vier und zwanzig Jahre, also wäre die Einforderung seines Consenses nothwendig gewesen.

Der Commissar sah das Datum der Testaments-Urkunde nach und erwiderte, daß Wolff Dietrich bei Ausstellung desselben noch nicht mündig gewesen, das

Datum sei 1618 und die kurfürstliche Consension von 1619. Somit habe Wolff Dietrich unter der Tutel seines Vaters gestanden. Das könne nur auf Junker Rudolph passen, der nach Benno Friedrichs Ableben hoffentlich keinen Widerspruch erheben würde. Und der Commissar blickte auf den Junker fragend, der sich indeß noch nicht erhob. Jetzt erhoben die Ehemänner der Töchter Widerspruch wegen Rechtsverletzung durch die Testamentsbestimmungen in Betreff der Vertheilung der Alloden, über die Vertheilung der Lehne hätten sie nichts zu sagen, allein daß vier der lehnberechtigten Erben ihnen in ihre zuständige Erbmasse hineingeschoben würden und den besten Antheil hinwegnehmen sollten, erregte böses und hitziges Blut. Der Prozeß und die Erbstreitigkeiten schienen von allen Seiten loszubrechen.

Da erbat sich Rudolph Ruhe; er lächelte vor sich hin, ein stiller Zug des Ernstes lag über dem feinen wohlgeformten Gesicht. Man sah, er kam aus der großen Welt der Bildung, in der seine ganze Seele lebte und webte. Dunkel, wie er gekleidet und in der Kleidung ohne jede Verzierung, die an kriegerische Ritterehre erinnerte, obwohl solche damals noch jeder Landjunker eifrig suchte, glich er weit mehr dem Gelehrten, als dem Junker und fand sich inmitten der großen versammelten Landadelfamilie, deren ganzes Dasein sich um Kornpächte, Güter und Privilegien drehte, so ziemlich wie eine einsame Dohle, die unter den Schwarm der Krähen gerathen ist.

„Lieben Freunde und Verwandten!" begann er mit wohlfließender Rede, der Alles athemlos zuhorchte. „Ich habe mit Erstaunen den letzten Willen meines in Gott ruhenden Vaters vernommen und ich gestehe Euch, ich würde damit nicht einverstanden sein, wenn Ihr Euch auch allesammt freiwillig demselben fügen wolltet. Auch kann ich Euch sagen, daß, wenn unser geliebter Bruder Benno Friedrich noch lebte, er

ebenso denken würde, wie ich, da er von derselben Mutter, von der Wissenschaft und der Lehre der Weisheit, großgesäugt war, wie ich. Ich ehre meines Vaters guten Willen und seine gutgemeinte Fürsorge für sein Haus; allein ich kann nichts dafür, daß meine redliche Meinung für das Wohl dieses Hauses anders lautet, als die seine, und weil ich nun dermalen lebe und er nicht mehr, so muß ich der seinigen sogar widerstreben, wo sie mit meinem Gewissen unvereinbar ist. Das ausgedehnte Vorrecht der Erstgeburt ist ein barbarisches, heidnisches Institut, das sich mit unserer Zeit und dem Geist des wahren Christenthums nicht mehr verträgt. Ich würde es daher als ein großes Unglück und als einen Vorwurf meines Gewissens für mein ganzes Leben ansehn, wenn ich diese ungerechte Testirung acceptirte. Ihr seid vor meinem Gewissen alle im gleichen Recht mit mir, und ich werde nun und nimmer ein Vorrecht in Anspruch nehmen. Damit ist auch dem Willen meines Vaters nicht entgegen gehandelt, dem an der Erhaltung dieses Hauses Alles lag, denn die Hinterlassenschaft desselben ist so groß, daß man in diesen aufblühenden Zeiten, wenn sich der Krieg gelegt, an zwanzig solcher Herrschaften und hoher Häuser darauf mag gründen können, wenn wir nämlich Alles recht gleichmäßig und zweckmäßig theilen. Ich für mein Theil erkläre selbst all die Lehnsherrlichkeiten für Dinge, die in meinem Wissen abgethan sind; und ich willige somit ein und schlage vor, daß wir um allen Streit und alles Unrechtthun zu vermeiden, sämmtliche Pertinenzien und Allodien einerseits und alle ausstehenden Forderungen und das Baarvermögen andererseits in zwanzig gleichgeordnete Theile theilen . . . ."

Wenn früher die unwillkürlichen Schreie der Entrüstung und Täuschung laut geworden waren, so machte sich nach dieser Rede ein Ausruf des allgemeinsten Erstaunens Luft; denn unwillkürlich fragte sich Jeder in dieser Gesellschaft, ob denn ein Mensch im Ernste von

solchen Gedanken zu derartigem Entschluß bewegt werden könnte? Auf diese Weise war wohl nie ein Testament umgestoßen worden und wohl niemals ging dies auf leichtere Weise als auf diese. Alle die Betheiligten waren entzückt und zollten Rudolphs Ausführungen den erhabensten Beifall, sie priesen die Wissenschaft, die ihnen solche Vortheile brachte, — die sie in anderm Fall gesteinigt haben würden, wenn sich gleiche Anforderungen zu ihrem Nachtheil gestellt hätte.

Rudolph sank in sich zurück, das viele Lob war ihm widerwärtig. Der Commissar aber gab seinem gerechten Bedenken Ausdruck. Er sagte, der Junker Rudolph habe wohl das Recht, sich gegen die Einführung der Primogenitur zu erklären, aber er habe kein Recht, das Zusammenwerfen der Mannlehngüter mit den Alloden zu verfügen, da sie gegen die Landeshoheit des Kurfürsten verstießen. Der gelehrte Herr Erasmus Unruh, der ihm concertirte, weckte den Disputationsgeist Rudolphs, Beide kamen in einen heftigen Streit und Unruh bestand darauf, daß mit dem Umwerfen des Testaments, was ihm noch nicht einmal rechtssicher wegen des churfürstlichen Consenses — die fünf Brüder nur in Theilung der Lehngüter eintreten könnten. Er drohte ernstlich mit Widerspruch bei der Kammer. Das leuchtete den Ehemännern der Töchter deutlich ein und da sie mit der Erbmasse der Alloden, die ihnen nun allein zufiel, gar wohl zufrieden waren, so redeten sie selbst Rudolph zu dieser Art Erbtheilung zu, allein dieser übertraf ihre kühnsten Hoffnungen: er bestand auf gleicher Theilung. Sie wurde mit Vorbehalt kurfürstlicher Genehmigung vorgenommen, doch sorgten der Commissar und die Tochtererben dafür, daß durch niedrige Abschätzung der Lehen Letztere alle an die fünf Brüder kamen und nur ein Theil der Getreidepächte abgezweigt wurde, wogegen man keinen Einspruch erwartete.

Und diese Theilung währte volle vier Tage. Jedes

Erben Wünsche, ob er in baarem Gelde oder Besitzthum abgefunden werden wolle, wurde gehört, den unmündigen Kindern wurden die Vormünder gesetzt und deren Erbtheil festgestellt. Dazwischen wurde getafelt und getrunken und der allgemeinen Heiterkeit freier Spielraum gelassen.

Zweites Kapitel.

Zwei Gäste.

Amtshauptmann von Pentzingk lief während dieser Zeit mit ganz detruirten Begriffen und vollständig verwirrtem Kopfe umher. Ihm war schlimmer zu Muth als dem Odysseus in der Mitte der sein Eigenthum verzehrenden Freier. Er mußte Rede und Antwort auf Commissarien geben, und Alles fanden die Stöberer heraus, was zu den schönen und weitläufigen Pertinenzien der mächtigen Herrschaft gehört hatte. Und wie so Eins nach dem Andern nach deren Gutachten taxirt und vertheilt wurde, da war es ihm, als ob sie langsam Stück für Stück aus seinem Herzen rissen, während er denselben nichts als einen Seufzer nachzuschicken hatte. Von der Gesellschaft hingegen war Alles entzückt und die Lobeserhebungen über Rudolph nahmen kein Ende. Er selbst hätte den Junker anbeten können, als seinen feinen liebenswürdigen jungen Herrn, wenn dieser Herr nur nicht wie ein achtloses Kind gewesen wäre, das einem Schmetterling nachjagend sein ganzes Besitzthum im Haschen darnach wegwarf, wie eine hinderliche Last. Sein Herz konnte es nicht ersehen und seine Gedanken durften es gar nicht ausdenken, wie die schönen Stücke an hörigen Dörfern, Mühlen, Pächten, Renten, Gefällen von Wiesenburg abgetrennt und in alle Welt vertheilt werden sollten. Das große fünfhundert Folioseiten enthaltende Haus- und Erbbuch wurde zerstückelt, die Blätter verflogen nach allen Richtungen auseinander —

welche sorgsame Hand war im Stande sie jemals wieder zusammen zu bringen? — Noch war das Hauptgut Wiesenburg ein Stein des Anstoßes, Schloß und Wirthschaftshof, sein Areal und sein Wald von 11,000 Morgen war zu groß für Ein Erbstück. Auch das sollte in zwei Theile getheilt werden, so wollte es Rudolph in seinem am Wahnsinn grenzenden Gerechtigkeitsgefühl.

„Wiesenburg ist so schon eine kahlgerupfte Gans, wollt Ihr sie auch noch theilen?" rief er händeringend. Er bat Rudolph mit Thränen in den Augen, daß er wenigstens dieses Gut für sich allein beanspruchen möchte. Er lief zu allen Erben und bat — er wurde verspottet, und Rudolph, der es bei festem Willen und der Herausgabe von einigen Tausend Gulden wohl erlangt haben würde, wenn er ernstlich gewollt, antwortete:

„Wozu Wiesenburg ganz behalten? Aus dem einen können nach wenigen Jahren gut zwei solcher Herrschaften werden! Wärt Ihr im volkreichen Süden gewesen, wie ich, Pentzingk, so würdet Ihr das verstehen."

„Ich verstehe es wahrlich nicht!" sagte Pentzingk und schüttelte den Kopf.

„Ihr werdets verstehen lernen, Pentzingk. Was hilft's? Wiesenburg ist nach der billigsten Schätzung fast zweimal so groß, als ein Erbtheil austrägt." Der Amtshauptmann schwieg und ging traurig auf die Seite.

Jetzt wurde das Loos gezogen unter den Brüdern um den Mitbesitz Wiesenburg's. Es traf den Wolff Dietrich. Aber auch er erschrak; er wollte diese Form seines Erbtheils nicht annehmen. Rudolph redete ihm zu:

„Wenn Du willst, kannst Du noch jahrelang allein hier hausen oder wenn Du zurückkehrst zum Hof der Kurfürstin Wittwe, da kann ja der alte Pentzingk für uns gemeinschaftlich hier wirthschaften. Wenn ich jemals zurückkehre und hier den Kohlgarten meines Vaters baue, dann haben wir Zeit genug, ein zweites Wiesenburg

neben diesem aufzurichten. Wir theilen gleich und losen dann oder ich lasse Dir die Wahl, ob Du das Alte oder das Neue nehmen willst."

„Das hat alles lange Aussicht," meinte Wolff Dietrich, „wie soll das gehen, daß wir hier zusammen wohnen?"

„Vertragen wir uns nicht," lachte Rudolph, „so brechen wir noch einen Ausgang im Schloß durch; theilen das Schloß — ist's nicht dreimal groß genug? und zum Ueberfluß können wir ja auch eine Wand über den Hof ziehen, wenn Einer den Andern nicht mehr sehen will."

Wolff Dietrich hörte dies mit an, er lief durch den Amtshof, durchs Schloß, durch den Acker, durch den Wald. Er mußte ganz eigene Gedanken bekommen haben: denn er stimmte zu, nahm seinem halben Antheil von Wiesenburg, bestand aber darauf, daß in dem Erbvergleich die Ziehung der Wand über den Schloßhof für nöthige Fälle mit aufgenommen wurde.

Als die Besitzer des Hauptgutes somit festgestellt waren, kam der Gerichtshalter Roderich mit seinen Akten, um das Urtel über die beiden Gefangenen den Gerichtsherrn vorzulegen. Der eine Verbrecher, ein Honigdieb, auf der That im Walde beim Ausnehmen des wilden Honigs betroffen, war zum Staupenschlag und zur Schwörung der Urphede, der andere, gar ein Wilddieb, war zum Tode durch den Strang verurtheilt. — Wolff Dietrich unterschrieb ohne zu lesen und hörte nur flüchtig auf die erklärenden Worte des Gerichtshalters. Dieser kam sonach zu Rudolph.

„Wie?" rief dieser im höchsten Erstaunen, „für eine Honigwabe im Wald Staupenschlag und Urphede? Für das Leben eines Hirsches das Leben eines Menschen? Das ist ja schlimmer wie Aug' um Auge, Zahn um Zahn, das schon der Heiland verwirft."

„Ew. Gnaden," stotterte Roderich, „es ist nothwendig, des Beispiels wegen . ."

„Ich will ein besseres Beispiel statuiren, Gerichtsverwalter. Ich befehle Ihm, lass' Er die beiden Schächer zur Stunde frei!"

„Ew. Gnaden werden zur selben Stunde sich zehn Wilddiebe und Honigräuber schaffen ..."

„Das will ich abwarten. Wie lang sitzen die Schächer schon?"

„Bereits seit zwei Monden im Thurme."

„Im Thurm bei Brot und Wasser im Angesicht der Folterwerkzeuge? Bei Gott, eine gräßliche Strafe! Geh' Er und geb' Er sie frei oder — ich thu' es selbst."

„Das kann ich nicht, Ew. Gnaden; es ist wider meine Amtspflicht."

„Nun dann muß ich wohl nach meiner Pflicht thun. Neue Herren fangen ihr Regiment mit der Milde an."

„Hören mich Ew. Gnaden, ich will die Begnadigung beim Hofgericht befürworten."

„Das kann Er thun, aber die Gefangenen sollen zur Stunde frei laufen!" rief Rudolph und er ging, ließ den Thurmwart fordern und öffnete die Zellen der beiden Gefangenen, denen, in der trüben Ahnung der jetzt fallenden Entscheidung ihres Schicksals, ihr jetziger Retter wie ein Engel vom Himmel erschien, vor dem sie auf die Kniee sanken.

Rudolph, der des steten Verhandelns in Pächten, Gütern und Gulden längst überdrüssig war und dem doch keine Ruhe zum einsamen Studium blieb, traf bald mit dem Pfarrer Nözelius zusammen, welcher sich fleißig zu dem frohen Treiben im Schlosse einstellte. Er begann mit diesem ein Gespräch über die Ereignisse der Zeitgeschichte, die ernst genug jedes denkende Gemüth tief bewegten, er bedauerte namentlich den Verlust der Schlacht am weißen Berge und hielt dies Factum für ein großes Unglück der gemeinen Sache, wiewohl er voll festen Glaubens für den endlichen Sieg derselben war.

Nözelius zuckte die Achseln, er war mit seinem Kur-

fürsten gut kaiserlich gesinnt und meinte, dies Unglück hätte ja nur die Calvinisten betroffen, denen es schon recht war, weil sie von Luthers Lehr' und Meinung abgewichen.

„Ist der Calviner Sache jetzt nicht auch die unsere?" fragte Rudolph.

„Nein, Ew. Gnaden, die Calviner sind des Teufels, wie die Papisten, darum ist's gleichviel, ob sie vom Teufel oder den Papisten ruinirt werden."

„Nözeli! Nözeli!" rief Rudolph und faßte den Pfarrer an den Rockknopf; „seid nicht des Teufels Anwalt, sondern laßt ihm selber sein Sach ausführen. Ihr solltet für die evangelische Kirche beten!"

„Das thue ich, Ew. Gnaden, aber dazu gehören die Calviner und die Böhmen nicht."

„Pastor," sagte der Junker ernsthaft, „der Kaiser ist der Calviner Feind und der Lutherischen, — ich komme morgen nicht in die Kirche zu Euch, wenn ihr nicht für den Sieg der unirten Waffen betet. Ich wünsche das;" fügte er nachdrücklich hinzu.

„Ew. Gestrengen," erwiderte der Pastor erschreckt, „da müßt' ich ja gegen die Part unseres Kurfürsten und Herrn . . . ."

„Betet," fiel Rudolph eifrig ein, „daß unser churfürstlicher Rath von seiner Verblendung lasse, die der Kirche schon soviel geschadet."

„Unsere Truppen aber eroberten Böhmen und gehen mit dem Kaiser gegen des Reiches Feinde."

„Ach, ich vergesse, daß ich nicht in Hessen, sondern im Sachsenlande bin," seufzte Rudolph, wandte sich kurz um und ließ den Pfarrer stehen.

Dieser aber faltete seine Hände über den Bauch und dachte: Das ist ein Calviner vom reinsten Wasser, wenn er auch mit Lutheri Sacrament getauft ist — und Der ist jetzt dein Herr! — Er machte ein bedenkliches Gesicht. „Was wird das werden?" murmelte er. „Thut nichts," zog er schließlich sein Resumé, „ich habe die

Kirche für mich und das Wort der Bibel: Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen."

Den Junker Rudolph aber suchte eilig der Amtshauptmann, dieser führte ihn vor die Thür, wo der Thorwart mit gewichtiger Miene verkündigte, daß draußen vorm Burggraben ein Reisewagen, von vier starken reisigen Knechten geleitet, halte, und daß die Herrschaft im Wagen den Junker zu sprechen wünsche. Rudolph fand das sonderbar und beauftragte den Hauptmann Pentzingk, die Gäste zu empfangen und hereinzuführen. Allein auch Pentzingk kehrte bald zurück mit der Nachricht, die Herren möchten nicht aussteigen, sondern wünschten nur den Junker am Wagen zu sehen.

Rudolph ärgerlich über die wunderliche Anforderung, ging endlich hinaus und trat an das Gefährt. Ein ältlicher Herr mit grauschimmernden Haar, mit französischem Schnurr- und Zwickelbart reichte ihm die Hand aus dem Kutschenschlage und bei den Worten: „Grüß Gott, Junker!" die ihm entgegenhallten, fuhr Rudolph wie vor einer Lichtblendung seiner Augen zurück, indem er in den Ruf ausbrach: „Mein gnädigster . . .!"

„Still, still!" winkte Jener lächend. „Graf von Schwalbach, Junker, kommt meinethalb hier auf Reisen durch, will seinen Freund besuchen. — Bist Du allein?"

„Leider nein, gnädigster Herr! Das ganze Haus ist voll von meinen Verwandten: wir sind in Erbtheilungen begriffen."

„Das behagt mir wenig," erwiderte Jener, „ich will nicht gekannt sein."

„Darum hat's keine Noth, 's ist alles sächsischer und märkischer Landadel, der nicht über Wittenberg hinausgekommen . . ."

Der zweite Reisende studirte indeß auf seiner Landkarte und fragte: „Wie weit ist's bis zum Städtchen Belzig?"

„Nein, nein," rief Rudolph eifrig gegen dies Ansinnen. „Ich lasse Euch nicht fort, ihr Herren!"

„Warum?" fragte der Erste, „wir wünschen, daß Du dann morgen in der Frühe zu uns kämst, denn wir wollen eilig weiter und ich denke, daß Du uns begleiten wirst . . ."

„Ei, ei," rief Rudolph, „nicht anders als mit dem Pact, daß Ihr bei mir einkehrt! Fahr zu, Kutscher und Ihr, Ihr Herren, steigt aus. Graf von Schwalbach nicht zu vergessen! Und Ihr, Herr . . .?" fragte Rudolph dem andern beim Aussteigen ins Ohr.

„Von Edelsheim, Junker Brandt", erwiderte Jener und somit traten die Herren in das Gesellschaftszimmer, in dem sie unter jenen Namen vorgestellt wurden.

Niemand fand Auffallendes in diesem Besuch. Das Ansehen Rudolphs stieg nur in den Augen seiner Verwandten durch das feine und auszeichnende Benehmen des Besuchs gegen diesen; denn in den ländlichen Kreisen galt der Junker, wie natürlich, für weit mehr excentrisch als gelehrt. Für eine feine Bildung war gar kein Wahrnehmungsorgan vorhanden in diesen Köpfen und was sie davon bemerkten, gab höchstens zu weisem Kopfschütteln Anlaß. Liebenswürdig und besonders artig war der Graf gegen die Wittwe Benno's des Reichen und gegen zwei von den Töchtern des Hauses, die ein wenig Antheil vom Geiste Rudolph's hatten. Im Ganzen aber war sein Benehmen bei aller Feinheit etwas dominirend, den Fragen der adligen Herren auf dem Feld der Familiengenealogien wußte er ziemlich meisterhaft jedes Terrain abzuschneiden und den weisen Professor Erasmus Unruh, der wie so gar manche seines Gelichters in Ermangelung jedes intuitiven Verstandes um so überzeugender zu wirken sich bestrebte, je schwerer er die Wurfgeschosse seines Rednertalentes einrichtete, fertigte er über Tisch, wo er die Privilegia des Adelsstandes zum Gegenstand seiner Deduction machte, so sarkastisch ab, daß dieser wie verblüfft seine Nase ins Weinglas steckte.

Der kurfürstliche Commissar und Hofrichter von Koseritz nur starrte fortwährend mit Blicken der Verwunderung auf den Gast; immer war ihm erinnerlich, diese Züge, als sie noch jugendlich waren, gesehen zu haben; nur wußte er nicht, wo und in welche Zeit er sie hinbringen sollte. Da — bei einem Seitenblick des Gastes fand endlich sein Gedächtniß den bestimmten Platz für diese Gestalt, aber ein ah! des Erschreckens ging ihm sogleich hinterher durch den Sinn, denn sein eigner Verstand fing an, an dem Ausspruch seiner Erinnerung irre zu werden.... Der Gast mußte Etwas davon bemerken, plötzlich brach er mit vornehmer Verbeugung von der Tafel auf und ging, ohne ihr Ende abzuwarten, mit seinem Begleiter und Rudolph hinaus in den Park.

Noch flüsterte die Gesellschaft über das sonderbare Benehmen der Gäste und namentlich hatte die Frau des Hauses eben Muthmaßungen ausgesprochen, da sie an dem Grafen eine Aehnlichkeit mit einem hohen Herrn aus der Bildnißreihe der fruchtbringenden Gesellschaft zu finden glaubte: als der ganze Schloßhof sich mit einem Male von Wagen und Reisigen füllte und der Amtshauptmann von Koseritz im Anblick des kurfürstlichen Wappens an den Karossen und der unzweifelhaften Livreen der Bedienten zum Saal hinausstürzte und — seinen eigenen gnädigsten Herrn, den Kurfürsten Johann Georg I. in den Saal führte.

Der Kurfürst, damals ein Mann von neununddreißig Jahren, nachdem er die Herrin des Hauses begrüßt, die er von seinen früheren Jagdbesuchen her kannte, sah sich unruhig in der zahlreichen Gesellschaft um, und da er nicht fand was er suchte, wandte er sich zu dem ihm zunächststehenden Koseritz und dem hinzugetretenen Hofmarschall von Wallwitz mit der Frage:

„Wo ist mein erlauchter Vetter, der Landgraf Moritz von Hessen-Cassel? Ich habe sichere Kunde, daß ich ihn hier antreffen mußte . . ."

„Ja, ja, der Landgraf ist's"! rief Koseritz aus; „mein

Gedächtniß trog mich nicht! — Er ist noch hier, Durchlaucht, er ging nur eben mit dem Junker Rudolph ins Holz."

Koseritz selbst lief, die Herren zu suchen. Er fand sie im erregten Gespräche draußen am Thiergarten auf- und abgehend. Respectvoll verkündigte er dem Landgrafen, ihn bei Namen nennend, die Ankunft und den Wunsch des Kurfürsten.

Höchst unwirsch fuhr der Landgraf den Beamten an. Dann wandte er sich zu seinen Begleitern: „Ich will ihn nicht sehen, darum reise ich ohne mein Gefolge und ich habe mit ihm nichts zu verhandeln."

„Fürstliche Gnaden!" stotterte beweglich der Hofrichter.

„Ist Seine kurfürstliche Durchlaucht allein gekommen?" fragte der Begleiter des Fürsten, der Geheime Rath Wolfgang Günther.

„Er und nur sein Hofprediger Doctor Hoe von Hoenegg."

„Da haben wir's!" rief der Landgraf und stampfte unwillig lachend mit dem Fuße. „Gehen wir in den Wald .... Der Landgraf Moritz ist nicht hier, Herr von Koseritz! Das ist meine Antwort! — Ich überlege und verhandle lieber mit diesem Waide, als mit meinem verblendeten Vetter!" sagte er zu seinen Begleitern und er machte ernstlich eine Bewegung, um sich zu entfernen. Allein seine Absicht gelang nicht, denn Kurfürst Johann Georg kam, selbst den Landgrafen suchend, schon von derselben Seite daher, in die sich Moritz entfernen wollte. So trafen Beide aufeinander und tauschten gegenseitig in der üblichen Höflichkeit ihre Begrüßungen aus.

Drittes Kapitel.

Fürstliche Unterredungen.

Zur Erklärung der gereizten Stimmung des Landgrafen von Hessen gegen den Kurfürsten von Sachsen müssen wir kurz berichten, wie das „Amtshandelsbuch" von 1623 im traurigen deutschen Reiche beschaffen war. Wir übergehn die weltgeschichtlichen Vorgänge in Böhmen seit 1618, mit denen der dreißigjährige Krieg begann. Allein von hier datirt schon die stille Flamme der Zwietracht zwischen diesen beiden Häusern, die früher in ihrer Einigkeit die sicherste Stütze der Reformation gewesen. Kurfürst Georg hielt zum großen Befremden der protestantischen Stände seit 1618 zur Partei des Kaisers, ja er war nicht blos neutral geblieben, sondern hatte, angelockt von dem Versprechen, die beiden Lausitzen für sein Haus zu erwerben, welche seither zur Krone Böhmens gehörten, im Vereine mit dem Kaiser die Böhmen besiegen helfen. Kurfürst Georg trieb diese Politik selbst gegen den Widerspruch seiner Stände, die ihm das Geld verweigerten, weil sie nicht gegen protestantische Glaubensbrüder das Schwert Sachsens gezogen wissen wollten. Er hatte aus der guten Verwaltung seiner Vorfahren noch einige Millionen, er warb Söldner und zog gegen die Böhmen, — der Pessimismus der damaligen Tagesmeinung sagte: aus Aerger darüber, daß die böhmischen Rebellen nicht ihn, sondern den Kurfürsten von der Pfalz zum Könige erwählt. Jetzt hatte er bereits als Pfandstück die beiden Lausitzen

inne für seinen angeblichen Kriegsaufwand von sieben Millionen; und da der Kaiser nicht zahlen konnte, so war ihm unter so bewandter Constellation der Erwerb der Lausitzen gewiß — wenn der Kaiser nicht einmal zu mächtig wurde und widerrechtlich den Schuldbrief zerriß. . . .

Kein Fürst hatte damals Geld oder Einkommen, deßhalb überließ in gleicher Weise der Kaiser dem Herzog von Baiern die Kurpfalz und später dem Herzoge von Friedland Mecklenburg. Hieraus erklärt sich zum großen Theil die gräßliche Art der Kriegführung während des ganzen Zeitraums; ja, die beiden länder- und mittellosen Heerführer der Union Mannsfeld und Christian von Braunschweig, die ihr Heer nur mit der Plünderung der westphälischen und niedersächsischen Stifter erhielten, wiesen erst der schrecklichsten Ländergeißel, dem Wallenstein, den Weg, wie er mit seinen Horden operiren könne.

Von der andern Seite hat Keiner von Anfang an mehr geeifert und gestrebt für den Sieg der guten Sache, als der feingebildete und energische Landgraf Moritz von Hessen-Kassel. Dies Zeugniß hat ihm die Geschichte ausgestellt, denn er war die Seele der Union, und der Heerd der Conspiration gegen den Kaiser war Kassel; dort hielten England, Frankreich, Holland, Dänemark, Schweden ihre stehenden Gesandten. Es ist wahr, Deutschland wurde durch die Reformation unheilbar gespalten; allein die Schuld der Spaltung trifft nicht allein Oesterreich, insofern es nicht mit in die Bewegung eintrat, sondern später namentlich die Uneinigkeit der protestantischen Stände, unter denen der Streit zwischen Lutherischen und Calvinern den ärgsten Schaden anrichtete. Wir wissen aus erhaltenen Briefen, welche kühnen Pläne Landgraf Moritz im Kopfe trug, die, wenn sie erfüllt worden wären, dem deutschen Reiche ganz andere Aussichten geöffnet haben würden. Er war es allein, der mit einem Blick fürs Allgemeine

begabt war und diesem ein Opfer bringen konnte; die andern Fürsten ohne Ausnahme folgten stets ihren Sonderinteressen und kleinlichen Gewinnrücksichten ähnlich wie wir es beim Kurfürsten Georg betreffs der Lausitzen sahn. — Im Frühjahr 1619 nach dem Tode des Kaisers Matthias schrieb Moritz an den Herzog Ulrich von Braunschweig und an den wilden Christian: „Jetzt sei es Zeit, Deutschland zu retten: Gerade vor 100 Jahren habe die Wahl Carls V. den ersten Religionsverfolger aus dem Hause Habsburg zur Welt gebracht. Gott mahne zum zweiten Male. Auch ein evangelisches Haupt könne das Reich regieren, von den beiden Reichsverwesern hänge es ab (Sachsen und Pfalz), einen imperator imperatus, einen aufgedrungenen Kaiser abzuwenden. Vermittelst einer allgemeinen, im Nothfall bewaffneten evangelischen Conföderation könne man sogar die beiden Reichsverweser entbehren. Ein paar Reichsfürsten, wie Er und Braunschweig müßten den Anfang machen.“ Noch am 15. Juli 1619 schrieb er über die Wahl Ferdinands II.: „Pfui uns an und abermals Teufels Pfui allen denen, die helfen und rathen, der Böhmen gewesenen König zu creiren.“ Schon 1609 dachte er so, denn bei einem festlichen Mahle zu Berlin hob er frei und frank vor allen Gesandten den Pokal und trank auf das Wohl Frankreichs und Englands und auf das Verderben des „Hauses Spanien“, das mit den Medizeern verwandt sei.

Wenn es wahr ist, daß dem Kühnen die Welt gehört, so darf man unter einem solchen niemals den klarsehenden Denker verstehen. Immer ist es die schwankende haltlose Masse, die sich ihre Führer von jener Qualität schafft, wie sie die Geschichte zu allen Zeiten in den Mittelparteien gesehen hat.

Der größte und mächtigste Reichsstand, der die ersten eilf Jahre lang die Entscheidung des Krieges in Händen hielt, ging mit dem Kaiser, um, als alle andern protestantischen Streitkräfte vernichtet, endlich mit

Schrecken im Restitutionsedict von 1629 zu erkennen, daß auch er schmählich betrogen sei. Kurbrandenburg hielt sich neutral und saß entfernt in seinem Norden, eben so entfernt deuchte ihm die Gefahr. Dazu kam, daß Sachsen lutherisch geblieben, während die meisten kleineren Stände sich dem reformirten Bekenntniß zuneigten, welches seine Hauptstütze in Cassel fand. Unversöhnlich aber war der Haß der Lutheraner gegen die Calviner; in ihrem beschränkten Eifer waren diese so gut der in die Welt gekommene Antichrist, wie die Papisten und wenn in den böhmischen Unruhen, in den Schlägen Tilly's gegen Mannsfeld die Katholiken das Jauchzen des Sieges erhoben, da stimmten die Lutheraner nur zu gern mit ein, als ob ihre Sache zugleich gesiegt hätte. Beim Beginn der böhmischen Unruhen hielt die gesammte Macht der Protestanten Deutschlands, sowohl in Hinsicht auf Stimmenzahl am Reichstage als auf soziale Kraft, dem katholischen Theil mitsammt Oesterreich reichlich die Wage. Siegte Böhmen, so waren gar vier Kurhäuser protestantisch und nur drei noch katholisch, damit wäre die Wahl eines protestantischen Kaisers einmal möglich gewesen, allein alle die schönen Hoffnungen waren längst zu Wasser geworden, seitdem Sachsen Partei für den Kaiser nahm und Brandenburg ruhig zusah. Der General der Liga, Tilly, war Herr Deutschlands; Mannsfelds und Christians Heere waren geschlagen, Kurpfalz in den Händen des katholischen Herzogs von Baiern und die Aussicht auf Verlust einer protestantischen Kurstimme stand in der nächsten Nähe.

Am Abend desselben Tages hatte sich Landgraf Moritz zeitig auf sein Zimmer zurückgezogen, in der Gesellschaft drunten waren nichts als Höflichkeitsgespräche zwischen den beiden Fürsten gewechselt worden. Offenbar wollte Johann Georg etwas, aber Moritz vermied eben so geflissentlich jede Erklärung. Jetzt trat der Kurfürst in Moritzens Zimmer.

„Vetter", begann er, „ich will, ich muß mit Euch sprechen . . ."

„Ich kann es nicht vergessen, daß Ew. Liebden nicht früher mit uns gehandelt haben," erwiderte Landgraf Moritz abwehrend.

„Seid nicht herb, Vetter, Eure Sache ist doch schließlich auch meine Sache."

„Ach, wenn sie das nur immer gewesen wäre," seufzte Moritz, „so stände es besser um die unsere und — um die Eure . . ."

„Das Treiben des böhmischen Adels war zu übermüthig, wir Fürsten können dem Adel keine Vortheile gönnen . . ."

„Aber den Papisten gönnt Ihr sie, das ist besser . . ."

„Sie hätten das auch ohne mich geschafft, der böhmische Adel war zwieträchtig und Friedrich von der Pfalz war kein Mann dazu."

„Gewiß, weil er ein Calviner war. Nun ist die protestantische Kur der Pfalz auch zum Teufel, denn gestern Morgen brachte mir eine Stafette die Nachricht, daß sie an Baiern verliehen sei . . ."

„König Friedrich unterdrückte die Lutheraner in Böhmen," entschuldigte sich Georg.

„Dafür jagt jetzt der Kaiser die Lutheraner mitsammt Reformirten aus dem Land und sendet das edelste Blut Böhmens aufs Hochgericht."

„Eben weil er anfängt, die Lutheraner aus Böhmen zu vertreiben, wie's wider unsere stipulirte Abrede ist, darum biete ich Euch meine Hand, Vetter, nehmt sie, aus alter Freundschaft unserer beiden Häuser!" Er reichte dem Landgrafen seine Rechte hin.

„Wozu Durchlaucht? — Zum Krieg mit dem Kaiser? oder — gegen den Kaiser!" fragte Moritz scharf.

„Zu keinem von Beiden, Vetter! Wir haben genug des Kriegs gehabt im deutschen Land."

„Nun denn wozu?"

„Zum Frieden mit dem Kaiser! Ich biete Euch meine Vermittlung an.“

Moritz schüttelte mit dem Haupte, dann sagte er: „Wer gab Euch hierzu die Vollmacht?“

„Der Kaiser selbst, hier seht her“ — und er reichte dem Landgrafen ein Schreiben hin.

„Ha!“ lachte Moritz, indem er las: „Mir in Gnaden die verdiente Reichsacht erlassen, mir den Tilly nicht als Feind in mein Land schicken“ — als wenn dieser Wallone wohl nach dem fragte, was der Kaiser verspricht! Und nichts steht darin von der Ausdehnung des Passauer Vertrages auch auf uns Reformirte. Ha, ehe ich in diese Falle ginge, müßte ich schon gefangen sein. Ich bleibe davon, dann bin ich wenigstens noch frei und vertraue der guten Sache, die doch schließlich siegen wird, zumal wenn Ihr erst bekehrt seid, denn, Durchlaucht, einmal kommt der Tag, da Euch die Binde von den Augen fällt! Gott gebe es, daß es bald geschehe.“

„Ihr seht Vetter, daß mir die Freundschaft des Kaisers nicht über Alles geht, ich kann die katholische Kirche nicht im Reiche so mächtig werden lassen, daß sie Alles thun kann, was sie will.“

„Dann habt Ihr nur eine Wahl, Vetter, tretet wieder dem protestantischen Bündniß bei.“

„Ihr seid im Krieg,“ meditirte der Fürst, „wer tritt da gern ein, wenn er nicht muß! — Ich will neutral bleiben, darum kann ich nicht zu Euch, sondern kommt Ihr zu mir! Bilden wir die alte starke Union auf neutralem Gebiet und seid überzeugt, daß der Kaiser im Angesicht dieser vereinten Macht nachgeben muß.“

„Aha! also erst stecken wir das Schwert in die Scheide, dann legt sich der Tilly in unsere Länder, um in allem Behagen unsere Städte auszurauben, unsere Dörfer zu plündern und zu verbrennen. Darnach ist es freilich sicher, daß wir mit bußfertigen Häupten um die Gnade des Kaisers bitten und annehmen, was er uns

huldvoll von seinem Throne herniederwirft. Nein, nein, Durchlaucht, wenn der Wolf in die Heerde gebrochen, bleibt nichts übrig, als ihn herauszuschlagen; da hilft kein Parliren mehr. Hätte er das verstehen wollen, so wäre er schon vor dem Einbruch zurückgeschreckt."

„Vetter, ich kann doch nicht ohne Anlaß die Gelegenheit vom Zaune brechen, vom Bündniß mit dem Kaiser stracks gegen ihn . . . das säh' gehässig aus."

„Nun, dann geht den Weg, den Euch die Pflicht zeigt: werdet allein neutral."

„Ich bekomme 7 Millionen Kriegsschulden, und dafür muß ich die Lausitzen haben und behalten," sagte Georg überlegend; „wenn der Kaiser nicht zahlt."

„Verlaßt Euch darauf, er wird nicht zahlen."

„Aber er wird mir die Belehnung vorenthalten und das Land wieder nehmen wollen. — Vetter, tretet mit mir ein!" rief Georg lebhaft. „Ihr habt meine starke Fürsprach! . . . Und wenn's gilt, werdet Ihrsehen . . ."

Moritz sah den Kurfürsten durchdringend an — allein zu lebhaft stieg die unzuverlässige und wankelmüthige Vergangenheit desselben vor seinem Geiste auf. Die gemeine Sache galt ihm noch nichts, die Erwerbung der Lausitzen war ihm Alles; darum allein wandte er sich jetzt ihm zu, weil er fürchtete, der allzumächtige Kaiser möchte sein Wort nicht halten. Nun sollte die Union ihm helfen, die er sonst verrathen. Verrathen? . . . Nun, er zwar nicht, aber seine Rathgeber, diese vom Kaiser erkauften Werkzeuge, die den umgarnten Hans Georg selber mit in's Verderben zogen. Lief doch hier selbst wieder einer der bösen Geister hinter ihm her — sein Hofprediger Hoe — „Nein, nein", dachte Moritz, „wie kann man auf Etwas bauen, was dieser Fürst noch nicht einmal auszusprechen wagt?"

„Durchlaucht", sagte er deshalb, „unsere Sache steht, weiß Gott, übel genug, die erst so hoch und so herrlich anfing, und das ist — Gott verzeih es Euch — zum großen Theil Eure Schuld, denn Ihr sahet nur auf

Euren eigenen Vortheil, ginget darum Eure eigenen Wege, wo doch die zusammen gehaltene Kraft allein zu siegen im Stande war. Nun, so gehet Eure Straße auch ferner, wenn Ihr die sieben Millionen nicht dem verfehlten Wege hinterher werfen könnt. Wir werden's Euch gewißlich danken, wenn wir Euch eines Tages auf dem unsern wieder begrüßen."

„Aber was wollt Ihr denn noch? Ihr seid ja ohne mich verloren!" rief Georg, und sein Stolz und seine Selbstgenügsamkeit erwachten.

„Durch Euch waren wir nahe daran; allein Niemand fällt in den Abgrund, wenn er erst sein gesundes Auge offen hat. O, wenn ich an Alles das denke, was unsere heilige Sache seit fünf Jahren durch Euch hat Schaden gelitten — da verzeiht, wenn mir das Wort mit dem Gedanken durchgeht und ich Euch sage: Oft reckt im nächtigen Traume das zerstörte Glück von Tausenden und aber Tausenden die flehenden Hände zu mir empor und mir steigt der rasende Gedanke auf im Busen: wie anders wäre das Alles geworden, wenn dies Haus Sachsen, so oft gerufen und so flehentlich ermahnt und gebeten, nur den Einen Schritt zu uns herüber gethan hätte, während es stumm vor sich hinblickend, nur seine eigene Sache im Auge, andere Bahnen ging — taub für das namenlose Elend, das verwünschend hinter ihm herschrie .... O, und warum muß ich so gottgestraft sein, Alles das zu wissen und zu erkennen, ohne daß mir die Macht gegeben ward, mit Rede und That diesem verblendeten Jahrhundert den rechten Pfad zu zeigen!"

„Ihr seid erregt, Vetter, und nicht mehr bei Euch selbst," sagte ruhig der verletzte Georg, der sich bei seinem lavirenden Temperament schwer zur Heftigkeit hinreißen ließ; — „bedenkt, daß ich blos das Gebot des Kaisers an Euch erfüllen wollte."

„Ihr habt es erfüllt und ich danke Euch für den guten Willen. Betreffs dessen — was ich sonst gespro=

chen, so entnehmt daraus, warum ich Incognito durch Euer Land reisen wollte; denn ich kenne mich selbst, und Ihr kennt Euch ebenfalls genug, weshalb es besser war, daß unsere Wege geschieden blieben, statt hier aufeinander zu treffen."

„Nun, Vetter, so sollt Ihr Incognito gereist sein, nehmt dieses hier nicht für geschehen an!" sagte Georg kalt und entfernte sich.

Während dieser Unterredung saß die Gesellschaft noch unten im Saal bei der Abendtafel, wie denn Essen und Trinken immer in den adligen Haushaltungen des Landes das wichtigste Geschäft des Tages war. An dem einen Ende der Tafel rollte schon der Würfel mitten unter den Bechern, die Flüche folgten den wandelnden Silberstücken hinterher. Der Hofmarschall von Wallwitz hielt die Bank; denn er war keiner der glücklichen Erben, wenn nicht etwa die Hülfe des Würfels ihn zufällig Theilnehmer werden ließ.

An dem andern Ende saß Rudolph mit dem klugen Geheimrath Wolfgang Günther; Beide flüsterten. — „Glück zu — dem neuen Bunde, und gerechter Lohn dem Hause Sachsen!" rief Rudolph halb laut in der Erregung und hob das Glas, um mit Günther anzustoßen.

„Dem Hause Sachsen gilt der Spruch?" fragte der glatte Hofprediger Hoe daher und rückte näher herzu.

„Wie's Jeder meint!" erwiederte Rudolph, und stieß mit ihm an.

„Wie es das Kurhaus mit Euch meint, seht Ihr am heutigen Tage", erwiederte der Prediger etwas salbungsvoll, „denn nicht jedes Haus im Land kann sich so glücklich schätzen, seinen Lehnsherrn unter seinem Dach zu begrüßen. — Wann werden wir Euch am Hofe sehen?" fragte er forschend.

„Das kann ich nicht bestimmen, Herr von Hoenegg; hab noch dringende Geschäfte am Hof zu Cassel."

„Wie seid Ihr nach hier gereist?“ fragte der verschlagene Günther den Hofprediger.

„Ueber Jüterbogk — wir kommen aus den Lausitzen.“

„Nun, die habt Ihr ja wohl glücklich heimgebracht.“ ironisirte Günther.

„Wir haben sie noch als Unterpfand für die Kriegsschulden, sind an sieben Millionen.“

„Zahlt Euch der Wiener Hof niemals wieder“ — „Wir wollen auch kein Geld“, sagte Hoe selbstgefällig; — „wir wollen die Lausitzen dafür, das ist ein ehrlich Geschäft!“

„Wenn's ein Geschäft unter ehrlichen Leuten ist, — ha, Einer aber ist gewiß unehrlich!“ fiel Rudolph sarkastisch ein.

„Wir haben ein rechtschaffen Bündniß mit dem Kaiser!“ entgegnete Hoe nachdrücklich; „und Treu und Glauben hat immer in diesem Bündniß gegolten. Euer Wort ist wenig ziemlich für Euern Lehnsherrn, wie für den Kaiser.

„Man spricht so sein Urtheil aus über Dinge, die noch im Werden sind“ erwiederte Rudolph und sah den Prediger scharf an; „übrigens mein Urtheil steht auf gutem Grunde; denn wir kennen des Kaisers Gesinnung allgenug gegen Lutherische und Calvinische, wir wissen, was er will, aus Dutzenden seiner privaten Aeußerungen und aus dem Munde seiner Jesuitenbeichtiger: Er will den Untergang der protestantischen Stände, und mit Blindheit geschlagen ist der, der dies noch nicht begriffen. Wo aber Jemand von diesen gefährdeten Ständen gar noch aus Privatvortheilen dies Alles nicht sehen will und sich darum von der gemeinen Abwehr und Bündniß gegen den Erzfeind trennt: da mag Gott im Himmel darein sehen, und Erbarmen haben. Ja, ja, bittet Ihr ihn, weil Beten Eures Amtes ist, daß Er mit seiner Allmacht andere und gnädigere Folgen solchem frevlen Thun verordnen möge; denn nach dem ge-

meinen Gesetz dieser Welt: „wie die Handlung, so der Lohn“ kann nur bitterböses Unheil das schließliche Ende sein.“

Der Hofprediger fuhr unwillkürlich vom Stuhle auf; allein er verstand es als Höfling seine innere Aufregung zu bemeistern; nur ein Zug peinlicher Verlegenheit im Gesicht wollte sich dem Meister der Verstellung doch nicht ganz willfährig zeigen. Hoe von Hoenegg war ein geadelter Emporkömmling, der Adel war seine erste Staffel der Gunst, die zweite verlieh ihm für seine treulosen Dienste später der huldvolle Kaiser, der ihn, den Protestanten, für seine ausgezeichneten Leistungen in der Leitung des Kurfürsten nach Kaisers Willen mit der Würde eines Pfalzgrafen bekleidete. Er war ein vollendeter Hofmann mit gefälligem und wohlgeformtem Gesicht und voll der räthselhaftesten Gewalt über den Kurfürsten, den er vermittels der Religion und des Anbequemens und Belauschens der Neigungen des fürstlichen Charakters drehen und wenden konnte, wie er wollte. Deshalb lag es dem geschmeidigen Fürstendiener fern, im Angesicht der kühnen Worte Rudolph's in Aufregung und Zorn zu gerathen, wiewohl selbst der schweigsame Günther desgleichen fürchtete und schon beschwichtigend mit der Hand winkte. Hoe sah lächelnd zu Günther hinüber und sagte:

„Die Jugend zirkelt die Welt nach ihrem Kopfe, und wo der Zirkel nicht passen will, nimmt sie die Faust, um drein zu schlagen ...“ und sich noch näher zu Günther wendend, flüsterte er: „Mein Herr ist gekommen, um Euch den Frieden zu bringen. Euer Hof ist in großer Gefahr, Herr Günther!“

„Daß ich nicht wüßte,“ entgegnete jener unbefangen.

„Der Kaiser wird noch auf dem Reichstag zu Regenspurg, auf dem er vorgestern an Baiern die Kur der Pfalz übergab ....

„Ich weiß, ich weiß,“ winkte Jener.

„.... die Acht über Euch und den Braunschweiger sprechen lassen ....“

„Was mehr?“ dehnte Günther, „wir sind jetzt nicht besser als geächtet. Tilly liegt wie ein Wolf hungernd an unseren Grenzen. Wir sind noch dieselben mit der Acht und ohne die Acht ... und werden uns zu helfen wissen.“

„O, daß Ihr doch Frieden nähmet, durch meines Herrn Vermittelung!“ seufzte der Hofprediger, und sandte einen Blick zum Himmel. „Denkt an Philipp den Großmüthigen!“

„Eben an den denken wir; denn dessen Loos ist unser Loos, wenn wir jetzt die Hände in den Schooß legen. Noch haben wir Mannsfeld und Christian, Braunschweig, Mecklenburg, Baden, Weimar und ... verschiedene Andere zu unserer Hülfe ...“

„Und vor allen Dingen die Hülfe der guten Sache, sowie die Stimme des Volkes für uns!“ fiel wieder Rudolph lebhaft ein.

„Die Stimme des Volkes,“ rief Hoe verwundert, „Eure Stände sollen sehr schwierig sein!“

„Ha diese Stände!“ lachte Rudolph, „was wird man nach den Ständen fragen; wir werden den Weg zum Volke finden,“ rief Rudolph triumphirend.

„Und Euer Adel — unterhandelt schon mit Tilly!“ flüsterte der Hofprediger dem Geheimen Rath ins Ohr und wollte am Rockknopf ihn zum Fenster ziehen, um dem Einspruch des excentrischen Rudolph zu entgehen. Aber der diplomatische Günther war nicht von der Stelle zu bringen; der Hofprediger verstand dies und das Gespräch brach ab.

Oben an der Tafel warf man eben die Würfel in den Becher und erhob sich allerseits, um sich zur Nachtruhe zu empfehlen.

Viertes Kapitel.

Wolff Dietrichs Pläne.

Am andern Morgen war die Stimmung im ganzen Hause eine sehr gemessene, früh schon suchte der Hofprediger Hoe den Wolff Dietrich auf und pflog mit ihm geheime Rücksprache, aus der sich selbst der schlaue jüngere Sohn des Hauses nicht recht vernehmen konnte. Die versammelten Erben, namentlich die Tochtermänner Benno's, drangen in den Erbschafts-Commissar von Koseritz, die Anwesenheit des kurfürstlichen Herrn zu benützen, um ihm über die vorgenommene Erbregulirung vorläufigen Vortrag zu halten, da das Zusammenwerfen der Mannlehnbesitzungen mit den Allodialgütern die Genehmigung des Kurfürsten bedurfte. Koseritz versuchte das und mußte natürlich dabei über die einzige Brücke, die zu dem hohen Herrn führte, — er mußte Hoe von Hoenegg davon unterrichten. Dieser wußte schon aus den Unterhaltungen von gestern, was hier vorgefallen und welche Theilungspunkte Rudolph zu seinem eigenen Nachtheile aufgestellt hatte. Der Hofprediger interessirte sich wider alles Erwarten sehr für die Sache und da er beim näheren Eingang ersah, daß der Lehnbesitz mit seinen fünf Ritterpferden mit je einem Pferde auf die fünf Söhne gefallen, daß also das Wesen der vorhandenen Lehnbedingungen nicht verletzt war und keiner der Erben auf Umwandlung in Weiberlehn anzutragen brauchte, so konnte der Hofprediger dem Commissar schon im Voraus versprechen, daß Seine Kurfürstliche Durchlaucht wahrscheinlich nichts dagegen haben würde.

Auf Ersuchen des Commissars ging er sogar sogleich zu seinem Herrn, um ihm die Angelegenheit vorzutragen. Der Kurfürst erstaunte und rief einmal übers andre: „wie kann dieser Junker Rudolph so thöricht sein?"

„Lassen ihm Durchlaucht seine Thorheit" erwiederte Hoe. „Ich finde, er ist ein extravaganter Kopf. Man sagt, er soll gescheut und gelehrt sein, — ist's aber in den rechten Dingen nicht . . ."

„Wie meint Ihr das, Hoe?" fragte der Fürst.

„Er hat sich gestern nicht wie Euer getreuer Adelsstand und Lehensmann in seinem Gebahren bezeigt. So ein Mann als alleiniger Herr dieser großen Güter, — denn Benno sein Vater war der reichste im Kurkreis — und begabt mit so gefährlicher Rede würde Eure getreuen Stände nur noch aufsätziger machen, als sie es schon sind."

„Sollte er so aus der Art des seligen Benno Brandt geschlagen sein?"

„Er hängt mit Leib und Leben am Landgrafen und ist, wie man denken kann, ein wüthender Calviner . . . .

„So . . ." sagte der Fürst nachdenklich. „Konnt mir's denken, da hier der Landgraf einkehrte."

„Da er sich zu diesem hält, kann dieser sich ja sein annehmen" argumentirte Hoe sacht weiter. „Sein nächster Bruder, der Wolff Dietrich gefällt mir weit besser, er ist für Ew. Durchlaucht . . ."

„Was sagt Ihr? Der Wolff Dietrich, das ist der Page bei der jungen und schönen Wittwe meines Bruders!" rief der Fürst lächelnd und kniff die Lippe ein. „Hoe, wißt Ihr von dem Gerede?"

„Ich weiß, Durchlaucht, aber es kann eben nicht wahr sein, denn der Junker will selbst nicht wieder in seinen Dienst dorthin; er wünscht sein Erbe zu bewirthschaften . . ."

„Das gefällt mir, Hoe. Er hat meine fürstliche

Huld — und . . Rudolph?" fragte der Fürst noch einmal.

„Will nicht einmal an Euren Hof kommen; die Lehnsbestätigung durch Eure hohe Hand ist ihm langweilige Formalität. Er hat andere Dinge im Kopf."

„Nun gut, Hoe, ich will sogleich abreisen; sorgt für rasche Aufrüstung."

Der Hofprediger entfernte sich mit diesem Auftrag; indem er ihn den Bedienten übergab, kam ihm auf der Hausflur der Ortspfarrer Nözelius entgegen, der mit salbungsvollen Verehrungs-Formeln den allmächtigen Hoftheologen als hochwürdigen Bruder in Christo begrüßte.

„Ich habe wenig Zeit, Bruder in Christo!", entgegnete Hoe kurz. „Was wünschet Ihr?"

Der Pfarrer zog ein Papier aus seinem Talar und begann: „Meine neuen Herren haben mir gestern dies hier gesandt mit der Aufforderung, solches in das Kirchengebet bis auf Weiteres einzufügen . ."

Der Hofprediger las: „Wir bitten Dich ferner, allgnädiger Gott, Du wollest der heiligen protestantischen Sache den Sieg verleihen und wollest vor allen Dingen die Sinne der schwankenden und abwendigen Fürsten wenden und sie erkennen lassen, daß Einigkeit im Glauben und Leben noththut, weil sie stark macht zum Widerstand gegen den papistischen Kaiser . . ." „Wer hat das verordnet?" fragte Hoe überrascht.

„Die Junker Rudolph und Wolff Dietrich, da seht ihre Unterschrift!"

„Das ist gegen Lutheri Lehre und gegen unsern gnädigen Herrn, den Kurfürsten."

„Eben das meinte ich", nickte Nözelius.

„Das dürft Ihr nicht vorm Altare Christi sprechen."

„Aber der Patron hat das Recht, besonderliche Gebete einzulegen."

„Wenn sie nicht gegen des Kurfürsten gottverordnete Obrigkeit verstoßen, Herr Nozeli!" erwiderte Hoe.

„Geht zu Wolff Dietrich und sagt ihm, ich, des Kurfürsten Rath und Seelsorger wünsche, daß er die Unterschrift seines Namens hiervon streicht. Dann wißt Ihr, ist die Sache todt, ohne Aufhebens.“

„Recht, recht!“ sekundirte der Pfarrer, „dann ist der Befehl einseitig und ungültig.“

„Ihr aber, Nözeli,“ fügte Hoe mit bedeutsamem Winke hinzu, „sendet mir Bericht über dies Haus, wo es Euch nothwendig dünkt.“

„Zu Befehl, Hochwürdiger,“ sagte der Pfarrer und verabschiedete sich, um seinen Auftrag bei Wolff Dietrich zu vollziehen, der ihm mit obigen Argumenten vollständig gelang.

Im anderen Flügel des Schlosses aber saß Landgraf Moritz und rüstete sich zum Aufbruch. Günther und Rudolph waren bei ihm.

„Rudolph, Du kannst es wissen,“ begann er; „wir gehen nach Wolfenbüttel. Die Fürsten der Union treffen sich dort, und der König von Dänemark soll gewonnen werden zu unserer Hülfe und Anführung. England giebt Geld, Holland will Truppen senden. Wir werden im Frühjahr den Kampf mit neuen Kräften aufnehmen können.“

„Durchlaucht“, entgegnete Rudolph, „ich verstehe nichts vom Rath; — dürft' ich hierbleiben; ich möchte hier meine Sachen ordnen, um wieder nach Cassel zu gehen, denn die Akademie bedarf meiner.“

„Ich bedarf Deiner Kenntniß im Englischen, denn Du weißt, die englischen Gesandten sprechen kein Deutsch; ich bedarf Deiner schlagenden Rede und Deines überzeugenden Eifers, Rudolph! Die jungen Herzöge von Mecklenburg und andre Deines Alters sind dort; — im gesellschaftlichen Umgang aber gewinnt der kluge Mann die Herzen und die gewonnene Gesinnung ist stets ein festeres Band als todte Verträge.“

„Gnädigster Landgraf,“ warf Rudolph zögernd ein,

„wenn ich nur hier nicht noch so dringende Geschäfte hätte . . .“

„Willst Du hier etwa sehen, wie Dein Bauer den Pflug zieht und die Bäume fällt? Das wäre Verschwendung der göttlichen Kräfte, die in Deinem Busen geboren sind.“

„Aber Cassel! . . .“ wendete Rudolph ein.

„Deiner Pflichten dort sollst Du nicht enthoben sein, sie warten vor dem Nöthigeren. Ja, Du sollst dort noch mehr übernehmen, Du sollst bald ganz meiner Stelle an der Akademie vorstehen, denn diese Beschäftigung wurde mir längst zur Gewissenspein im Angesicht der schweren Zeit, die immer mahnender an mich heran tritt. Selbst des edlen Bühnenspiels werde ich nicht mehr pflegen können: Du aber bist der Mann nach meinem Herzen, der mich vertreten kann.“

„Mein gnädigster Herr!“ rief Rudolph von den letzten Worten wie elektrisirt, „Ihr sprecht den liebsten Wunsch meines Herzens aus: ich will den Geist des großen Shakespeare in Eurem Sinne pflegen, denn daß Ihr Ihn zuerst im deutschen Land erkannt habt, ist die denkwürdigste That dieses Jahrhunderts.“

„Still, still!“ fiel der Landgraf ihm in's Wort, „das Erkennen ist kein Verdienst; Verdienst wär's nur, unserer Mitwelt den Sinn für das Schöne im Busen zu erwecken . . . . doch dazu gehört Frieden und Wohlstand, Pflege der Schule und Wissenschaft; — aber erbarmungslos schwingt die Furie des Krieges die Geißel und treibt die Penaten von jedem häuslichen Heerd. Was ist der liebliche Gesang des Friedens im vollen Gelärm der Waffen? . . . Ach, mahne mich nicht an Dinge, die am besten vergessen sind!“ Und der Fürst wandte sich und sah zum Fenster hinaus. Nach kurzer Pause aber warf er, wie aus Gedanken sich aufraffend, den Kopf zurück und sprach mit der gewohnten dringenden Energie des Befehls: „Rudolph, bestelle Dein Haus, damit wir fortkommen!“

„Wann werden wir wiederkehren?“ bat Rudolph. „Ich möcht es einer dringenden Angelegenheit wegen wissen!“

„Das ist schwer zu bestimmen. Was drückt Dich auch das? Du hast doch wahrlich weiter nichts nöthig als den alten Stelzfuß fortwirthschaften zu lassen. Er macht das sicherlich besser als Du.“

„Das ist's nicht, Durchlaucht. Die Sache ist wichtiger.“

„Nun, worin besteht die wichtige Sache? Gar in einem Rendezvous?“ witzelte der Landgraf über Rudolphs Verlegenheit.

„Nennts so, wenn Ihr wollt. Es ist nun einmal so: ich habe meine verlobte Braut hierher bestellt. . . .“

„Wie Rudolph, hast Du in dieser Zeit gar an die Liebe gedacht?“ fragte der Fürst verwundert.

„Ich habe der Einen, die mein Herz erwählt hat, schon von Cassel aus geschrieben, daß ich sie hier erwarte, um mit ihr den Verein auf Leben und Tod zu schließen.“

„Wo hast Du sie kennen gelernt?“

„In Straßburg während meiner Studienzeit.“

„Und wie heißt die Dame?“

„Jakobe von Mühlheim, Durchlaucht.“

„Mühlheim, Mühlheim!“ sann der Fürst und ernste Schatten der Erinnerung schwebten um seine Stirn. „Der Name klingt merkwürdig . . . . . Aus welchem Hause?“

„Das weiß ich nicht, Durchlaucht. Sie hat mir ihre adlige Seele bekundet, als sie mit mir den edlen William las und — ihn verstand. Das war mir Herkunft genug.“

„Das Zeugniß ihres Adels ist allerdings so gut, wie das von meiner Akademie. Ich wollte, daß es Jeder aufzuweisen hätte, ehe er seinen adligen Namen annimmt . . . . Rudolph, Du kannst von Wolfenbüttel

unverzüglich wieder hierher reisen, darum laß ihr einige Zeilen hier, die Dich einstweilen entschuldigen. Nun thue das und eile Dich, denn wir müssen nun endlich aufbrechen!" mahnte der ungeduldige Fürst.

Rudolph mußte wohl dem nachgeben, der Landgraf hatte sich einmal darauf gesetzt, so unlieb es ihm auch war; indessen tröstete er sich, da er ihm sein Vorhaben offenbart, bald zurückzukommen und er suchte zunächst seinen Bruder Wolff Dietrich auf.

Er traf ihn vorm Pferdestalle des Wirthschaftshofes, wo er eben im Begriffe war, ein junges rohes Pferd zu besteigen, das er die Kraft seiner Muskeln fühlen lassen wollte. Sein Pagenkleid hatte Wolff Dietrich sogleich am ersten Tage an den Nagel gehängt und dasselbe mit der bequemeren Tracht der Landwirthschaft vertauscht. Er hatte sich auch wenig während der drei Tage der Erbtheilung im Gesellschaftssaale aufgehalten, ja, man mußte ihn immer erst draußen suchen, wenn man seiner Willenserklärung oder seiner Unterschrift bedurfte. Als Rudolph nahte, stand Jener seitwärts vor dem Kopfe des Pferdes und hielt die hohle Hand über dem Auge desselben, während er selbst es durchdringend anblickte — eine alte sympathetische Gewohnheit der Pferdebändiger. Rudolph war von dem Anblicke überrascht, denn, trotz der Jugend Wolff Dietrichs war es ihm, als sähe er dort einen seiner Großohme leibhaftig vorm Pferde stehen, den er selbst noch gekannt und von dem der Volksmund so manche Wunderdinge erzählte . . . . Zuweilen gefällt es dem unerkennbaren Spiele der Naturkräfte, alte Charakterformen in der Geschlechtsreihe einer Familie mit merkwürdiger Energie der Nachbildung wieder in die Gegenwart zu zaubern, deßhalb war es vielleicht bei den Griechen Gebrauch, dem Enkel den Namen des Großvaters beizulegen. Manieren, Bewegungen, Aeußerungen der Leidenschaften, bestimmte Denkformen und Handlungsweisen des Enkels oder Urenkels

gleichen dem Ahnen so sprechend, daß man momentan verführt werden könnte, die Gegenwart mit der Vergangenheit zu identificiren. Weise Köpfe wollen dies Alles aus dem Nachahmungstrieb erklären, aber wie ist dies in allen den vielen Fällen durchzuführen, wo keine Nachahmung der Zeit nach möglich war?

Solche Gedanken beschäftigten lebhaft Rudolph im Moment, als sich Wolff Dietrich mit blitzschnellem Schwunge auf das Pferd schwang, das im wilden Rennen ob der ungewohnten Last den Wirthschaftshof umherfuhr, nicht Stock und Stein achtend, wie viel auch solcher Hindernisse auf dem Hof umherlag.

„Vetter Wolfhart, Wolfhart!“ schrie Rudolph aus Leibeskräften und suchte seinem Bruder nahzukommen.

„Was rufst Du mich, Wolfhart!“ fragte Wolf Dietrich verwundert, als er das Pferd zum Stehen gebracht.

„Ich? ich weiß nicht, was ich gerufen habe,“ erwiderte Rudolph, sich von seinem Schrecken erholend; „Du magst aber an den Vetter Wolfhart gedenken, an Deinen Großohm, der hier in seinem siebzigsten Jahre vom Pferde stürzte und den Geist aufgab.“

„Ach was!“ lachte Wolff Dietrich, „mein Rücken ist noch nicht so steif, wie der eines Siebzigers, bis dahin hab' ich noch lange Zeit.“

„Nun sage,“ begann Rudolph, „wann willst Du nach der Lichtenburg zurückreisen?“

Wolff Dietrich war vom Pferde gestiegen, sah vor sich nieder und probte seinen Sporn auf dem Stein, ob er festsaß: „Ich weiß es nicht.“

„Bist Du damit einverstanden, daß wir den alten Pentzingk weiter wirthschaften lassen und die Erträge theilen?“

„Für Dein Theil meinetwegen, aber nicht für mich; ich werde selber für mich wirthschaften.“

„Selber wirthschaften, Wolff?“ rief Rudolph verwundert. „Und Dein Pagendienst bei der Fürstin?“

„Ist quittirt. Wallwitz ist schon abgereist.“

„Ich kann aber nicht mit Dir Haus halten, ich muß fort...“

„Hast ja den alten Pentzingk da, mach ihn zu Deinem Bevollmächtigten; dann kann er für Dich zusehen; mehr würdest Du ja auch nicht gethan haben. Ich will Dir aber einen Vorschlag machen: verpachte mir Deinen Antheil! Zweitausend Gulden geb' ich Dir.“

„Das wär' allerdings ein Vorschlag, um Streit zu vermeiden.“ erwiderte Rudolph.

„Ich gebe Dir sogleich tausend Gulden zum Vorstand,“ fiel Wolff Dietrich lebhaft ein.

Rudolph, der so noch nicht an den Reisepfennig gedacht hatte und ohnedies dem geliebten Landgrafen nicht mit Allem zur Last fallen wollte, da bei demselben aus vielerlei Gründen fast immer Ebbe in der Kasse war, entgegnete:

„Die tausend Gulden könnt' ich gebrauchen, denn mein baar Geld, das ich geerbt, ist eine Schuldverschreibung auf den Kurfürsten, die ich erst kündigen muß.“

„Schlag zu, Bruder, 2000 Gulden jährlich; 1000 Gulden voraus; Inventar übernehme ich auf Schatzung, wie's im Erbinstrument verzeichnet.“

„Du meinst doch nur den Acker und die Feldwirthschaft?“

„Ja!“

„Aber die Haide?“

„Nimm die fünftausend Morgen auf dem Setzsteig mit dem alten Strich von der früheren Theilung; die fünftausend Morgen bei Wiesenburg laß mir, dann hat Jeder seine eigene Holzwirthschaft.“

Der Wald war ziemlich gleichmäßig bestanden, denn Benno hatte ihn pfleglich behandelt; der Setzsteig war zwar der entferntere Theil, allein beim Loosen darum konnte er ja auch ihm zufallen.

„Topp“, sagte Rudolph, „lassen wir den Contract

zunächst auf drei Jahre gelten, das halbe Schloß bleibt mir noch!"

„Meinetwegen dreiviertel," rief Wolff Dietrich, und ein kräftiger Handschlag nebst tausend Gulden Anzahlung beschloß den Handel.

„Noch Eins, lieber Bruder!" begann Rudolph. „Ich bin versprochen mit festen Eiden und habe meiner Braut geschrieben, daß sie nach hier kommen möge; denn sie wollte immer gern einmal meine Heimath sehen. Ihre Reise währt wohl an vier Wochen, denn sie kommt von Straßburg, aus dem fernen Elsaß. Ich wollte hier bleiben und sie erwarten, allein Du siehst, der Landgraf bedarf mein. Nun bitte ich Dich, empfange sie statt meiner und übergieb ihr den Brief, den ich geschrieben, tröste und ermuntere sie, bis ich wiederkomme, es soll nicht allzulange dauern."

„Kommt sie allein?"

„Ihr Pflegevater kann sie möglicherweise begleiten. Schone den alten wunderbaren Mann. Seine Schaale ist rauh, sein Kern ist gut. — Bedenk' immer, es ist mein Verwandter!"

„Schon gut, Rudolph, das halbe Schloß ist ja Dein; dort kann sie wohnen bis Du kommst."

„Nun denn, gehab Dich wohl, ich bin fertig."

In demselben Augenblick kam Pentzingk auf das Zimmer gestürzt, wo die beiden Brüder das Geldgeschäft abgemacht hatten, um seinen Herrn Junkern Vorwürfe zu machen, daß sie nicht an dem kurfürstlichen Wagen erschienen. Durchlaucht habe nach Beiden gefragt und namentlich Wolff Dietrich sprechen wollen, allein warten habe der Fürst nicht gewollt und so sei er davon gefahren.

„Laß ihn fahren, Pentzingk," lachte Rudolph, „er weiß ja seinen Weg immer allein!"

Unterdessen war auch der Reisewagen des Landgrafen angeschirrt und Rudolph stieg mit ein, um seinen Herrn nach Wolfenbüttel zu begleiten.

Ende des ersten Buches.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Jakobe von Mühlheim.

In der alten Kur- und Kreisstadt Wittenberg waren im Gasthaus zum schwarzen Bären auf der Schloßgasse zwei Personen ausgestiegen, und zwar aus einem Ulmer Wägelein, das hier in Norddeutschland schon die ferne Herkunft der Fremden aus dem fernen Süden verrieth. Es war eine Dame in der reichen und malerischen Bürgertracht der süddeutschen Reichsstädte und ein kleiner alter gebeugter Mann, dessen Physiognomie, ungeachtet eines gar milden und leutseligen Zugs darin, die unverkennbare jüdische Abstammung bekundete, wenn auch nicht das unmerklich schmale blaßgelbe Ringlein um den linken Aermel seines langen bürgerlichen Rockes den Stand der „Reichskammerknechte" verrathen hätte. Die junge Dame dagegen war schlank und groß, dem oberflächlichsten Blick erkennbar, daß sie nicht demselben Stamme angehörte, sondern mit ihrem vollen, blühenden, lieblichen Angesichte eine Blume des deutschen Heims und Heerdes war.

In dem angewiesenen Zimmer nahm eben die Dame ihre dunkle Reisekapuze ab, in Folge dessen ihr starkes aschblondes Haar, dem silbernen Zirkelreif entronnen, in anmuthig lockiger Unordnung auf ihren Hals herabfiel, als ihr Begleiter zu ihr trat und sie also anredete:

„Hier müssen wir uns trennen, Jakobe."

„Wie?" rief das Mädchen. „Du hast mir noch kein Wort davon gesagt"

„Weil's bis daher nicht nöthig war.“

„Hast Du mir nicht versprochen, mich nicht zu verlassen, bis Du mich den Armen meines Rudolph überliefert?“

„Jakobe, sei kein Kind! Dein Weg ist nur noch eine Tagereise von drei Meilen. Ich werde Dir ein Gefährt bestellen, das kundig der Gegend ist. Ich muß hier bleiben, denn unvermuthet habe ich Briefe von Freunden aus Frankfurt vorgefunden, wonach ich unser Geschäft hier in die Hand nehmen muß.“

„Ha, Euer Geschäft geht wie immer vor, Vater!“ grollte das Mädchen. „Ich dächte, wer so viel des Geldes verdient hat, wie Ihr, der könnte endlich genug haben.“

„Genug, genug!“ rief Jener dazwischen. „Junges Ding, Du weißt nicht, wie oft ich schon dachte, daß ich genug hätte und wie es im Umsehen mir wieder entrissen war. — Man kann niemals genug haben, wenn man eine Pflegetochter, wie Dich, hat. Kind dieses Landes! Merke Dir's,“ fuhr der Alte im ernsten Ton des Ermahnens fort: „Genügsam sein ist gut, wo Du entbehrst, aber die Ungenügsamkeit ist Tugend, wo sie der Arbeit und dem Erwerb gilt; denn was Du im Entbehren sparst, spart kein Anderer für Dich; was Du aber nicht verdienst, das wissen bald Andere zu gewinnen. Das Hauptstück dabei ist immer: Thue Niemand mit Deinen Werken Unrecht.“

„Schließt Ihr darin auch das Geschäft mit dem Silber ein?“ fragte das Mädchen scharf.

„Sprich nicht so vorwurfsvoll, Jakobe, von dem, was Du nicht verstehst,“ rief der Jude. „Ich predigte niemals, um anders zu handeln. Das Geschäft ist redlich.“

„Ich möchte Dirs glauben, aber ich begreif' es nicht . . .“

„Nun denn, lern's verstehen: Ich sammle, ich handle im Auftrag und berechne meine Prozente, wie in jedem andern Handel.“

„Dann aber sind die Aufträge verwerflich . . .“

„Das steht nicht auf meinem Blatt, Jakobe, und trifft mein Geschäft nicht. Ich kaufe und verkaufe meine Waare — was die Gewalthaber mit meinen guten Waaren thun, das habe ich nicht zu verantworten. Und was wäre es, wenn ichs auch nicht thun wollte? Es ist ein Geschäft, Kind, und weiter nichts, wenn ichs nicht übernehm', sind Hundert andre da.“

„So laßt es doch den hundert Andern . . .“

„Nichts, Kind, das stimmt nicht mit meiner Lebensregel. Nun sei still davon. Hier hast Du diesen Beutel, sind drei Hundert ächte vollwichtige Spezies drin, das nimm mit zum Nothpfennig!“

„Vater, meint Ihr denn im Ernst, daß Ihr Euch schon von mir scheiden wollt?“ fragte dringend das Mädchen. „Thut mir's zu lieb und bringt mich erst nach Wiesenburg!“ bat sie bewegt.

„Was ist Dir, Kind? Bin ich nicht deinetwillen schon weit genug über Dresden hinaus und muß wieder drei Tagereisen zurück? Wenn Du Deinen Ritter nicht in diesem fremden Lande aufsuchen wolltest, da hätt' ich wahrscheinlich die Reise gar nicht unternommen und wäre in Straßburg geblieben.“

„Ach mein Straßburg!“ rief das Mädchen schmerzlich — „o mein Elsaß! hier ist anderer Himmel, andere Gegend, andere Sprache, ander Volk, andere Sitte! — O Vater, mir ist seit einigen Tagen schon gar wunderlich zu Muth, ich hielt mich für stärker, als ich bin . . . .“ Und sieh: das Mädchen wandte sich und — brach in Thränen aus. Sie war in bester Form jenen wunderlichen unsagbaren Stimmungen verfallen, die wir Heimweh nennen, denn die Frauen sind noch weit mehr Kinder der Gewohnheit, als die Männer.

„Jakobe, Kind!“ rief der Alte und faßte sie theilnehmend unters Kinn, „willst Du wieder heimkehren? Mir ist's schon recht, denn ich hielt Deine Verbindung

mit dem nordischen Junker immer nur für eine Laune des Augenblicks."

„Nein, nein, Vater!" rief sie; „meinen Rudolph trifft dies nicht. Allein nach einer solchen Reise, nach solcher Veränderung aller Dinge, die mich früher umgaben, da ist es mir, als wär' ich in einer anderen Welt, wo das Gewisseste die Gestalt des Unmöglichen annimmt. Vater, ich bitte Dich, begleite mich bis zu Ihm! — In so einen Burghof allein einzugehen und in Kreise zu treten, denen mein Städtethum sich niemals genähert, das weckt alle dunklen Ammenmährchen meiner Kindheit auf und ihre Gestalten werden lebendig .... Bis ich ihn gefunden habe und mich an seinen Armen halten kann, so lange bleib bei mir; an Seiner Seite will ich wieder festen Boden gewinnen."

„Mädchen, das macht blos, weil Du zum ersten Male die Welt siehst."

„Mag sein, — ich reise aber nicht allein," sagte bestimmt das Mädchen.

„Nun, so schreib doch Deinem Junker, daß er Dich von hier abholt! — Ich will einen Boten dingen, das wird das Beste sein."

Das Mädchen überlegte. „Gut," sagte sie, „einen Boten will ich senden."

Und sie setzte sich und schrieb, während der Alte sein Theil besorgte.

Der Bote kam und wurde geschickt.

„Nun besieh Dir die Stadt und vertreib Dir die Zeit," mahnte der Jude. „Ich muß meinen Geschäften nachgehen."

Das Mädchen schüttelte mit dem Kopf und stützte ihn traurig mit der Hand.

„Du bist in Wittenberg, in der Stadt jenes Luthers, Eures Reformators!"

Wieder schüttelte das Mädchen und kramte aus ihren Reisekoffern ihre Bücher hervor.

Der Alte blickte auf sie. „Gut," sagte er, „Du

willst mit Deinen Büchern reden, rede mit ihnen!" Und er entfernte sich.

Sie aber schlug ein feines schweinsledernes Bändchen auf; es waren William Shakespeare's 154 Sonnette, ein Geschenk des Andenkens von Rudolph, als er von Straßburg nach Cassel ging.

Es zeugt von dem wunderbaren Seelenleben dieser beiden Liebenden, daß der weibliche Theil aus Liebe und durch die Liebe die Lieblingssprache des Anderen lernte, um mit ihm die Werke jenes Mannes zu studiren und zu genießen, der wirklich ganz einsam und isolirt in der langen Jahresreihe von Dante bis auf Göthe auf dem Parnaß der Dichtung steht. Es ist das erste gottbegnadete Gefäß der Incarnation der modernen Skepsis, er ist in jedem Wort ein Philosoph, so gut wie Kant und sucht noch immer seines Gleichen — selbst in jener gewaltigen Einsamkeit, in der er mitten unter dem wilden Geschmack seiner Zeit stand, die ihn nicht im Entferntesten verstehen konnte und gegen die er sich mit so großer Vorsicht abfinden mußte, um nicht ihrem Anathema zu verfallen! Und diese Einsamkeit steht immer wie ein großer Schmerz hinter seinem Griffel, wie sie denn immer den Propheten des Menschengeschlechts als Verhängniß auferlegt ward! . . . Wie ein schwacher Dämmer trat hie und da der Geist des großen Engländers an einzelne Auserwählte in Deutschland heran; die volle Wirkung seiner Persönlichkeit auf Deutschland hätte funfzig Jahre des Friedens bedurft, aber die Zeit tobte den zerstörendsten Krieg, der je dagewesen, und die erste Spur des großen Geistes ward bald wieder ausgewischt, bis auf das, was ich in jener Maculatur fand und weniges ähnliche.

Jakobe aber vertiefte sich in die wunderbaren Rhapsodien der Liebe, welche den Kranz dieser Sonnette bilden, ewig den Einen Gedanken aussprechend, immer denselben Gedanken verklärend und melodirend, ohne je in eintönige Weise oder in die eigne Nachahmung zu ver-

fallen. — Die aufgeweckten Bilder der Lektüre, diese Kinder der Phantasie, schwebten um ihre Stirn, sie suchten ihren Ausdruck in den unwillkührlichen Ausrufen ihrer Lippe und als sie die Herrlichkeit der Anschauungen nicht mehr bewältigen konnte, da griff ihre Hand zum Federkiel und dieser übertrug in die Sprache ihrer Stimmung folgendes:

Hass' oder liebe mich, wie Dich es dünket, —
Jetzt wo der Schmerz umfangen meinen Sinn,
Folg' Deinem Glücke, wo und wie Dir's winket,
Thu's jetzt nur, wo ich einmal elend bin.
O stürze nicht, — entkam ich diesen Sorgen,
Mit neuen andern schwerern auf mich ein!
Gieb dieser Sturmnacht nicht den Regenmorgen,
Halt nicht erst auf, was doch zerstört soll sein!
O thu es gleich, — willst Du Dich einmal scheiden,
Nicht erst, wenn lange Qual mich halb verzehrt, —
Barmherzigkeit ist's, was den Tod soll leiden,
Mit Einem Streich zu enden durch das Schwert!
Denn Nichts gleicht all der Erden Kümmernissen
Als leben noch — und Dich verloren wissen . . .

Da rühmt sich Jener der Geburt, des Glückes,
Der seiner Schätze und der Kleider Pracht,
Ein Andrer seines Pferds und Jagdgeschickes
Und der wohl gar, weil er ein Reimlein macht, —
So hat sein Steckenpferd ein jeder Knabe;
Mit dem er eigends sich bevorzugt wähnt:
Doch all Das ist mir nichts, — denn ich, ich habe
Ein höhres Gut, nach dem mein Herz sich sehnt:
Dein Lieben gilt mir mehr als Prunk und Fetzen,
Als Ross' und Falk und eitles Ahnenthum,
Dein Lieben ist mein Sinnen und Ergötzen,
Und Dich zu haben, ist mein höchster Ruhm!
Nur Eines macht mir oft das Herz erbeben:
Du kannst es nehmen, denn Du hast's gegeben.

Fahr wohl! — und wär's um mir das Herz zu brechen!
— hast Du die eigene Würde nun erkannt:
Der Freibrief Deines Werths soll los Dich sprechen
Vom Anspruch, den Du mir einst zugewandt!
Was ich an Dir besitz', ist Deine Gabe,
Und wie verdient ich solch ein Kleinod je?
Mir fehlt der Titel zu der reichen Habe
Und mein Anrecht erlischt vor Deiner Näh!

Du gabst Dich selbst, unkundig Deines Werthes,
Bekanntes aber schenkt man Freunden nur —
Zu schwer vielleicht wiegt Dir jetzt Dein Gewährtes:
Drum fordre, fordre nur zurück den Schwur!
. . . Ich aber bin, — im Traum nur allzureich —
Am End' erwachend, einem Bettler gleich.
(Shakesp. Sonnette 87, 90, 91).

Mit solchem Ausdruck ihrer Gedanken unterhielt sich das Mädchen und er entsprach ja nur zu sehr ihrer liebenden Stimmung gegenüber dem angebeteten Geliebten. Sie, die seit zwei Jahren von ihm getrennt, in diesem fremden Land, und in dieser entscheidenden Situation seiner wartete, zweifelte in Furcht und Hoffnung an ihrem eignen Werth, an der Welt und an Allem. — Unterdessen ward es Abend. Der alte Veit Ephraim ließ sich flüchtig bei ihr sehn, er hatte seine Geschäfte beim Münzmeister und Wardein besorgt, war zum Amtshauptmann vorgelassen worden, hatte Sorge um Dingung von Dienern, Wagen und Reisegespann; und als Jakobe jene ernste Geschäftsmiene in seinem Angesicht erblickte, die sie von Grund aus kannte, da zog sie sich gern wieder zurück zu ihren Gedanken und suchte Schutz bei ihren Büchern, bis die Nacht hereinbrach.

Am andern Morgen, als sie kaum ihren Anzug vollendet, sah sie eine Kutsche mit vier Pferden lang bespannt, vor dem Gasthof halten, ihr Bote sprang vom Bock und sie erkannte das Lindau'sche Wappen am Kutschenschlag. Ihr Herz zitterte namenlos, einer Ohnmacht nahe sah sie den Wagen sich öffnen, als — nicht Rudolph, sondern langsam und hinkend ein alter Herr ausstieg. Es war der Amtshauptmann von Pentzingk. Nachdem sich dieser glücklich zu der edlen Jungfer durchgefragt, brachte er gemessen die Entschuldigung Rudolph's, die wir wissen, vor Jakoben an; den hinterlassenen Brief Rudolphs hatte Wolff Dietrich nicht einmal mitgeschickt. Ferner machte er dem wohledlen Fräulein bemerklich, daß sie ihre Kammerzofe immer wohlderselben Sachen zurüsten lassen möge, da

man bei der Weite des Weges in zwei Stunden wieder abfahren müßte, um vor Abend an Ort und Stelle zu kommen. Damit machte er sein eckiges Compliment und empfahl sich.

„Meine Kammerzofe — die ich nicht habe —“ sagte Jakobe tonlos, starr die großen Augen auf die Thür geheftet, in die der hinkende Pentzingk verschwunden. Endlich raffte sie sich auf vom Stuhl und fing an, keines Gedankens mächtig, ihre Sachen zu ordnen.

Unterdessen kam der alte Ephraim ins Zimmer.

„Nun Jakobe, ich sehe, es geht rasch, Du willst fort.“

„Und Er ist nicht dort,“ klagte Jakobe leise, „der Landgraf soll ihn abgeholt haben.“

„Kind, er wird wiederkommen!“

„Vater,“ rief das Mädchen und fiel ihm um den Hals. „Bleib in meiner Nähe, damit ich mich zu Dir wenden kann, wenn ich . . .“

„Was hast Du für Gedanken!“ tröstete der Alte und hielt sie an seiner Brust.

Während dieser Scene klopfte der Herr Amtshauptmann ehrsam an die halb offen stehende Thür und sah natürlich mit seinem Haupte herein. Auf seinen alten getreuen Mienen regte sich nicht wenig Verwunderung, die künftige hochachtbare Eheliebste seines Junkers in den Armen jenes kleinen gebeugten Juden zu sehen, der ihm schon unten als seltene Erscheinung im Lande Sachsen begegnet war. Allein dieser wandte sich beim Geräusche des Klopfens in ziemlichem Selbstgefühle um, ganz in anderer Weise, als er sonst die jüdische Gewohnheit kannte, und fragte den Amtshauptmann sehr gemessen nach der Lage der Dinge; wo sich denn auch ergab, daß Junker Rudolph nur ungern gegangen, selbst einen Brief für seine Braut bei seinem Bruder Wolff Dietrich hinterlassen, und versprochen, in höchstens drei Wochen wiederzukehren. Diese waren nun bereits vergangen, er konnte also jeden Tag wieder eintreffen.

Jakobe ward ruhiger; nur nahm sie noch ihren Pflegevater bei Seite und sagte energisch: „Vater, nun will

ich wissen: wer war meine Mutter und wer war mein Vater?“

„Warum jetzt das?“ fragte der Alte ausweichend.

„Weil man im adligen Haus Fragen auf Fragen darnach sich zuzieht, denen es peinlich ist, nichts entgegnen zu können.“

„Still, still,“ wehrte der Jude ab. „Du bist von gutem Adel; allein das ist nicht Dein Verdienst! Dein Verdienst ist nur das, was Du bist. Wer Dich deshalb nicht achtet, Kind, den verachte Du! — Ich weiß nicht, ob ich Dich jemals zu Deinem Vater führe, denn er lebt noch, Deine Mutter ist todt, — mein Sohn ist es auch — Jakobe....“ fügte der Alte bewegt hinzu und wandte sich weg in einer Rührung, die Jakobe noch niemals an ihm bemerkt hatte.

„Ihr seid darin absonderlich“, erwiderte das Mädchen; „doch sei's denn, wie Ihr wollt. Ich dringe nicht weiter in Euch.“

„Thust wohl daran, Mädchen. Bleib, was Du bist“, fuhr er fort, „Du bist meine Tochter. Nun, reise mit Gott und sei still; ich bin in Deiner Näh' . . . Kind, hast Du Dein Geld?“ fragte er noch sorglich beim Einsteigen des Mädchens in den Wagen.

Sie konnte ihm kaum ihr „Ja“ erwiedern, als die Peitsche des Kutschers knallte und der Wagen seinem unbekannten Ziele zuflog.

Zweites Kapitel.

Tagebuch einer Süddeutschen.

Es ist ein wunderliches Ding um die Physiognomie eines Orts und seiner Umgebung. Sie ist herrlich, — wenn wir so glücklich sind, die Menschen dort herrlich zu finden; sie ist wehmüthtig, — wenn sich die Scheidegedanken und die Erinnerungen entflohner Wonnestunden an ihre Räume ranken; sie ist düster, — wenn sich die Eindrücke des Grauns und des Todes daran knüpfen, und sie ist endlich langweilig, — wenn wir uns eben selbst langweilten. Jeder Ort ist so ein Stück jener gleichmüthigen Ewigkeit, auf welcher, wie auf dem endlosen Meer, das Leben so irr und wunderlich, ohne Kompaß und nie ganz mit dem richtigen Ziele vertraut, umherschifft. Die Sinnentäuschung zieht den Raum erst mit hinein ins Leben, und die Zeit malt ihre Figuren darin. Erinnere ich mich doch mit Wonne noch der Stunde, wo mir ein nacktes Sandfeld zum himmlischen Paradiese geworden! Es gehören freilich Jugend und Liebe dazu, damit sie ihre Verklärung über Himmel, Erde und Menschen ausgießen. Unsere persönlichen Stimmungen bilden das Medium, nach Art der farbigen Gläser, die wir uns vor die Augen halten, um in steter Wiederholung wie die Kinder die neue Seite der Außenwelt anzustaunen. Aber die Stimmung ist's ja auch, die uns mit letzter milder Hand winkt, wenn wir, von Schmerzen überwältigt, diesem endlichen Sein das unendliche Nichtsein vorziehen. . . .

Schloß Wiesenburg war das alte, allein es war stumm, todt und einförmiger denn je seit einer Reihe von fünfzig Jahren. Wolff Dietrich war der Wirth und er fing an, sich als ein sehr sparsamer stolzer und strenger Herr zu zeigen. Angewiesen ganz allein auf sein Territorium Wiesenburg und der vielseitigen Nebeneinnahmen durch den Erbvergleich beraubt, spielte er in eigener Person den strengen Verwalter und umsichtigen Forstaufseher. Er richtete sein Beamtenpersonal höchst ökonomisch ein, und verabschiedete selbst den alten Penzingk, der als Sach- und Vermögensverwalter zur Wittwe Benno's auf deren Wittwensitz Mahlsdorf zog. Von dort war er auch zu seinem Auftrag, die Braut Rudolph's abzuholen gerufen worden.

Jakobe war im Schlosse in einer eigenthümlichen Lage; ihr war eine ganze Reihe von Zimmern eingeräumt, die sich Rudolph schon vorbehalten. Sie bekam, was sie wünschte; allein Bedienung mußte sie sich selbst beschaffen und so gelangte sie durch Vermittlung Penzingks von selbst zu der adligen Würde, eine Kammerjungfer zu besitzen. Wolff Dietrich war artig, wo sie ihm begegnete, er bestrebte sich selbst, liebenswürdig zu sein, so weit er's eben konnte; doch ein gewisser Zug von Frivolität, der sich immer dazwischen zu mengen schien, flößte Jakoben mehr Abneigung als Gefallen ein. Sie, gestärkt nach der langen Reise, war oft in besserer Stimmung, allein im Innern der Seele blieb ihr die ganz anders zugeschnittene Form norddeutschen Lebens fremd, und ihre Einsamkeit trieb sie immer wieder zu ihren Büchern oder zum Niederschreiben ihrer Gedanken. Wir setzen einige Aeußerungen aus ihrem Tagebuche hierher, die am meisten Licht auf ihr Stillleben werfen:

„Rudolph's Brief ist wie immer liebevoll und ermuthigend. Ich habe angenehm geschlafen und sehe gleichmüthiger in die Welt, ich will warten und mich beruhigen. Rudolph's Bruder Wolff Dietrich ist von anderem Schnitt. Ich suche umsonst nach einem

Zuge, der mir das gleichartige Geschlecht Beider verriethe, und frage mich diesen ganzen Morgen schon vergebens: wie ist es möglich, daß zwei so verschiedenartige Charaktere einem gemeinschaftlichen Mutterschooße angehört haben? . . .“

„Gestern habe ich mich umgesehen. Das Schloß, groß und herrlich erbaut, liegt in einem Sumpf (denn Felsenzinnen wie am Rheine giebt's hier nicht), auf einer kleinen Anhöhe zwischen Wiesen, umwallt und umwässert; das Wasser mag seine Veste gebildet haben. Der Thurm und sein alter Theil ist noch düster genug. Ich ging rings herum und kam in den Wald. Ich hörte dieselben Vögel singen wie daheim; sie mögen wohl an diese Luft und diesen Wald gewöhnt sein wie die Menschen. Der Wald ist schön, aber die Kiefern sind mir fremd; ich habe die Buchen gesucht, um mich an meine Heimath zu erinnern. Darauf ging ich durch's Dorf oder Städtlein, wie es hier heißt, — Nichts als kleine niedrige Hütten und ernste mühselige Menschen. Die Dächer sind Schindeln, die Wände sind mit Brettern beschlagen, alles finster, fahl, aschgrau. Kalk, Putz und Schiefer scheint's hier nicht zu geben. Ein Mann trat mit bloßen Füßen Stroh in nasses gelbes Erdreich, um beides durcheinander zu kneten. Ich fragte ihn, was er treibe. Er antwortete mir, doch vergeblich lauschte ich seinen Worten, denn die Mundart ist mir fremd. Ich merkte aber wohl, er verstand mich noch viel weniger in meiner fränkischen Weise; doch mochte er mich errathen, denn bald wickelte er das geknetete Erdreich um die Hölzer und zeigte mir, wie er diese in die Fächer der Wand seines Hauses einschlug. Sand und Holz ist hier Alles; in Holz arbeiten sie Alle, und es mag wohl wahr sein, was das alte Sprichwort sagt: wer in Holz arbeitet, wird nicht reich. Wenn das Holz eßbar wäre, müßte hier das leibhaftige Schlaraffenland sein, von dem der Nürnberger Schuster so viel erzählt.“

„Ich wollte einmal frei um mich blicken, um zu sehen, wo ich bin. In der Richtung gegen Morgen steigt das Gelände etwas. Die Höhe ist frei und trägt Windmühlen auf dem flachen Scheitel — ach — und ich habe heftig weinen müssen. — Der Tag war schön, der Himmel klar, das mußte bei uns ein echter, duftiger Maitag sein. Als ich die Höhe erreicht hatte, sah ich nichts als braunen dunklen Tannenwald ringsum, vor mir das Schloß und die schwarzen Dächer des Dorfes, rechts und links einige grüne Streifen Land, die überall der dunkle Wald, wie der Riese den kleinen Ackersmann in seinen Armen hielt. Und auf ihm und über ihm und fern am Horizont — wo warst du durchsichtiger, blauer, klaräugiger Luftton meiner Heimath? Du bist es nicht, du mattes, trübblaues melancholisches Augenblau dieses Waldriesen — du unsagbar düstre nordische Luft! Ernst wie der Tod und mühselig wie dein Leben, ein ewiges Hinbrüten und trübes Dämmern .... Der Gegensatz war zu stark und als hellglänzend und klar das Bild meiner Heimath in meiner Seele aufstieg, da .... war ich ein Kind, das der Schmerz überwältigt. ....."

„Meine Tracht sogar fällt hier auf, ich gehe zu farbig für dies Land. Mir selbst blendet sie das Auge; ich schneide und ändere an meinen Schleifen und Miedern unaufhörlich; das lundische Roth ist unerträglich, das satte Blau schreit wie im Schmerze nach Licht. Das macht, die Sonne hat keinen Glanz in dieser schwermüthigen Luft."

„Heut hab ich endlich den schweren Gang abgethan, ich bin in Mahlsdorf gewesen, um die Stiefmutter Rudolph's zu begrüßen. Ich wurde in einen umfangreichen Bauerhof geführt, doch war er, wenn auch größer, nicht so nett und prächtig, wie ein Bauerhof im Elsaß. Ich war befangen und sie schien mit ihren Töch-

tern anfänglich zurückhaltend. Man wußte nicht, was man aus mir machen sollte. Rudolph selbst muß wenig gekannt sein, von seiner Bildung und seinem Geiste wissen sie nichts und was sie von ihm mit Augen gesehen haben, das scheinen sie nicht zu glauben .... Wieder viele peinliche Fragen nach Abstammung und Verwandten, immer neues Forschen, ob der oder jener Mühlheim, dessen man sich erinnerte, Vetter, oder Bruder, oder Onkel? Ich war froh, als endlich das Gespräch sich einmal auf Martin Opitz wandte; ich kannte seine Psalmen und recitirte Einiges mit meinem Organ. Das fremdartige darin mochte ihnen gefallen und sie wurden zuthulich. Die Matrone, eine Freiin, geborne Ganns zu Puttlitz, die zufällig den Namen Lukrezia führt, den Shakespeare so verherrlicht, ist gutmüthig und mild, scheint aber vom Pfarrer zu Wiesenburg sehr beeinflußt zu sein; zwei Töchter von meinem Alter schlossen mich förmlich in ihr Herz, was mir wohlthat; denn in diesen beiden entdeckte ich die erste Aehnlichkeit der Familie mit Rudolph. Alles fürchtet und träumt vom Krieg, diese Besorgniß liegt wie Gewitterluft über und überall, obwohl hier der Friede noch nirgends gestört ist. Ich mußte viel erzählen von den Stiftern Hersfeld und Fulda, die ich nach der Einlagerung des Mannsfeld auf der Reise berührt. — Beim Abschied geleitete mich der alte Pentzingk durch den Wald, höflich und ehrerbietig sagte er: „Wohledle Jungfrau, ich habe nichts gehört und werde nicht davon sprechen ....“

„Wovon?“ fragte ich.

„Von dem jüdischen Manne, den Ihre schönen Hände umfingen!“

„Wohllöblicher Herr Amtshauptmann!“ erwiderte ich gutmüthig und lachte; denn das Gewicht dieser Manneswürde kam mir zu komisch vor. „Sagt es nur, daß ich die Pflegetochter eines Juden bin, und daß eine Tochter ihren Vater umarmt hat; fügt aber hinzu, daß dieser Jude ein durchaus edler Mann ist.“

„Sonntag Lätare. Bin in der Kirche gewesen, der Pfarrer ist ein Eiferer, wie nur ein Papist. Er schwor Hölle und Verdammniß über Jeden herab, der die Schrift anders auszulegen wage, als der selige Dr. Luther. Reine Lehre Lutheri war sein drittes Wort, mich dünkt, ich hörte sogar den Satz: und wenn Ihr einen Herrn hättet, der ein offener oder heimlicher Calviner ist, so befiehlt Euch die Schrift: Ihr sollt Gott mehr gehorchen als den Menschen . . . Soll das auf Rudolph gehen? Hier wird noch vom Pfarrer vor dem Altar gesungen, wie in der katholischen Messe. Zum Schluß kam das Gebet für den Kurfürsten, in Treuen zum Kaiser zu halten, damit er uns den Frieden bewahren möge. Ha, vom Frieden singt er, und den Krieg schürt er mit seinem Hasse.“

„Alles ist hart und scharf in diesem Land. Ich kam durchs Dorf. Da ließ Wolff Dietrich eine Wittwe mit ihrer Tochter aus dem Hause treiben. Er war selbst dabei und ziemlich eifrig. Mir war's ein schrecklicher Anblick. Vergebens fragte ich: was haben sie gethan? Endlich erfuhr ich, es sei eben kein Mann mehr im Haus, der die Frohne leisten könnte, die Wittwe wolle nicht heirathen, die Tochter aber solle nicht denjenigen ehelichen, dem sie versprochen sei und doch wolle sie keinen andern. Dieser ihr Geliebter aber hat Honig im Wald gesucht und hat ewig Urphed schwören müssen. Nun hat sich verlautbart, er sei gar heimlich bei seiner Liebsten gewesen. Das leid't der Junker nicht und darum müssen sie fort, hieß es.

„Aber ihr Eigenthum?“

„Wird für die rückständigen Frohne innebehalten, da reichen die Kuh und ihr Schwein nicht hin, wenn der Schösser an zu rechnen fängt.“

Ich traf die Armen noch im Wald und beschenkte sie derart, daß es den Verlust ihrer Kuh und ihres Schweines wohl aufwiegen mochte. Da trat ihr Geliebter aus

dem Wald, ein verwegner kecker Bursch, aber offenen und freimüthigen Angesichts. Er fiel mir zu Füßen und dankte mir tausendmal.

Ich wußte nicht warum und war ziemlich verlegen. Endlich bekam ich's heraus, daß ihn Rudolph aus dem Kerker errettet. Auch versicherte er mir, daß er niemals habe Urphed schwören müssen, wie die Leute sagten, sonst würde er sein Wort gehalten haben.

Sie gingen, mich segnend, aus dem Land.

Noch einen zweiten hat Rudolph frei gelassen. Er soll ein Wilddieb gewesen sein. Aber Wolff Dietrich hat ihn wieder wollen einfangen, da hat er einen Waldvogt erschossen und ist entsprungen."

„Drüben beim Junker spielt des Schließers Tochter die Schloßmamsell. Sie hat die ganze Hauswirthschaft unter sich, Alles ist in ihrer Hand und des Schließers Familie gedeiht sichtlich darunter. Das Wunder ist groß darüber, daß dies der sparsame Wolff Dietrich nicht sieht oder nicht sehen will. — Sie selbst kleidet sich städtisch und liebt das Flitterwerk; ihr Gesicht ist rund und leidlich, ihr Temperament lebhaft. Von Anfang an war ihre Begegniß ziemlich gemessen gegen mich, und irre ich nicht, aus irgend einem Grunde argwöhnisch. Ich sah, wie sie einmal einer Katze heftig auf den Schweif trat, während Wolff Dietrich mit mir sprach. Und als dieser sich unwillkürlich über das Geschrei umsah, brach sie in ein tolles, unaufgehaltenes Lachen aus, das mich stutzig machte, da es mir mehr als Lachen schien. Jetzt sucht sie mich zuweilen auf, denn sie schwatzt in ihrer Jugend gern, ja sie fängt sogar an, mir Gefälligkeiten zu erweisen. Sie kommt gar gern auf das Capitel der Liebe, das sie eben in ihrer Weise behandelt. Gestern fragte sie mich aus, wo wir denn bleiben wollten, wenn Rudolph wieder käme?

Ich antwortete: hier nicht Jungfer, das kannst Du Dir denken.

Das wäre gescheidt, sagte sie; denn Wolff Dietrich sei doch einmal hier Herr, hätte Rudolphs Antheil gepachtet und der nun nichts mehr zu sagen.

Ich staunte, denn davon wußte ich nichts, doch freute ich mich im Stillen; da es in diesem Fall sicher gewesen wäre, daß wir nicht in diesem Land bleiben, wenn . . . erwiderte aber, ich wisse nicht, wie die Brüder ihre Theilung gemacht und worin Rudolphs Erbtheil bestehe.

Nun erzählte sie mir Vieles und Ausführliches über die Erbtheilung vor zwei Monaten, was ich still mit anhörte, wonach es mir aber doch wahrscheinlich schien, daß Rudolph und Wolff Dietrich dies große Haus und Gut gemeinschaftlich erhalten haben. Damit dünkt mich, hat Rudolph nicht gut gethan.

Sie sagte ferner, Wolff Dietrich klagt, die Pacht wäre zu hoch, die Zeiten von früher seien nicht mehr, und er sei zu willfährig gewesen, des Getreidichs sei wenig und kein Preis. Er müsse die Pacht von seinem eigenen Holze bezahlen, das auch schon viel billiger geworden und schwerer los zu werden wäre, denn früher.

Ich meinte, das verstände ich nicht.

Sie aber schied mit dem Wunsche, ich möchte Rudolph zureden, daß er sein Antheil an Wolff Dietrich verkaufe, damit sie in Frieden auseinander kämen.

Im Frieden, dachte ich; wie es scheint, steht auch hier Krieg bevor."

Wir schließen mit Auszügen aus dem Tagebuche, und haben absichtlich die vielen Herzensergüsse als interne Liebesangelegenheiten weggelassen, obwohl unter ihnen wahrhaft ergreifende Saiten angeschlagen sind. Namentlich die Ausbrüche der fortwährenden Unruhe und des Zweifels, weil Rudolph ihr nicht ein einziges Mal schrieb. Doch war dies sehr begreiflich, und ging auf die natürlichste Weise zu; denn als Wolff Dietrich den ersten Brief Rudolphs an Jakoben ankommen sah, war

er äußerst neugierig, das Verhältniß der beiden Liebenden zu erforschen; da er dasselbe nach seiner eigenen Lebensansicht beurtheilte. So trieb ihn diese Neugierde, den Brief zu erbrechen und da derselbe nicht wieder unbemerklich zu schließen war, vernichtete er ihn.

Als der zweite kam, fürchtete er die Erwähnung des ersten darin. Er wurde wieder geöffnet — und den dritten warf er schon unwillkührlich ins Feuer, weil er fand, daß er in einer ganz fremden Sprache geschrieben war, die er nicht verstand.

Drittes Kapitel.

Schäferspiele.

Aber auch diese Einsamkeit sollte ihre Veränderung erfahren. Eines Tags erfuhr Jakobe, daß Besuch angekommen, der in zwei vornehmen Damen bestand. Sie hatte sie aus dem Wagen steigen sehen, eine jugendliche war es und eine bejahrte. Sie bemerkte selbst, wie Wolff Dietrich sich gegenüber vom Fenster erschreckt zurückzog, und die Schloßmamsell dann heraustrat, um die Gäste zu empfangen. Ihre eigene neugierige Kammerzofe hinterbrachte ihr bald die Nachricht, daß die Eine derselben Freifrau von Hiddensoe und die Andre Frau von Kamenz hieße und daß sie in den vornehmsten Staatszimmern des Schlosses drüben einquartiert seien.

Sehen wir nun drüben bei Wolff Dietrich zu, was vorging. Derselbe warf seine schweren Reiterstiefeln und seine ganze Geschäftskleidung mit wahrer Vehemenz von sich; die Schloßmamsell mußte ihn bedienen, ohne daß er in seinem Eifer ihren ziemlich voreiligen Fragen Antwort gab; und bald stand er wie ein Ganymed vergnügt vor dem Spiegel und beschaute sich in seiner besten Junkerkleidung voll Wohlgefallen. Er rückte die modische Spitzenkrause zurecht, prüfte das Wamms mit den vielfach geschlitzten Aermeln, aus dem die reichen Spitzen der Unterärmel mit den steifen Stulpenmanchetten gar fein und säuberlich hervorsahen. Er rief das unwillige Mädchen wohl dreimal herzu, die Fäserchen und Daunen von der Sammethose fortzuwischen, band den goldenen

Gürtel über das Wamms und verlangte selbst nach seinem Cavalierdegen mit dem breitesten Bandelier, rief laut nach seinem Kammerdiener, bis dieser mit dem brennenden Glüheisen hereinstürzte, um seinen Locken die vollendetste Form zu geben. Als das geschehen, spannte er den Goldreif über das Haar, der die Locken hinter die Ohren fesseln mußte, so daß sie nach hinten und nach den Seiten wallend auf seine Krause fielen. Dann setzte er den Hut aufs Haupt und ließ die wehenden Reiherfedern vor sich im Spiegel auf und nieder wiegen.

„So," rief er und sah seine Haushälterin triumphirend an, „bin ich nicht schön genug?"

„Schön wie immer, edler Junker," erwiderte das Mädchen, sich abwendend.

„Was hast Du, Rose?" fragte der Junker und faßte sie lächelnd unters Kinn.

„Nichts, nichts, Herr Junker; — ich möchte blos wissen, was die Damen wollen."

„Das verstehst Du nicht, Rose, ich muß sie meinem Stande gemäß empfangen."

„Will der Herr gar einer Andern . . .?" platzte Rose heraus, aber der Nachsatz blieb ihr vor dem zornigen Gesicht des Junkers im Munde stecken.

„Schweig, dumme Gans!" fuhr Jener dazwischen, „die Damen wollen mich sprechen, sind vom Hofe der Kurfürstin; alles Andre kümmert Dich nicht, hörst Du?"

Rose aber zog das hübsche Gesicht gewaltig lang, redete Worte bei sich, die sie nicht sprach, und ging zur Thüre hinaus.

„Das dumme Ding ist wohl gar eifersüchtiger Natur," rief Wolff Dietrich hinterher — und so, von wohlgebautem Körper und regelmäßigem, architektonisch schönem Gesicht, in dem man nur die starkgebogene Nase als Schönheitsfehler ansehen konnte, begab er sich nach dem Zimmer seiner Gäste, um denselben seine Aufwartung zu machen.

Seinem Klopfen tönte ein Herein entgegen. Als er

aber eintrat, fand er die junge Dame noch vor'm Spiegel sitzen unter den Händen der älteren, die ihr als Kammerzofe diente. Diese befestigte eben auf ihrem Hinterkopf die kleine rothsammtene, mit einem blitzenden Ring von Perlen besetzte Haube, während die vollen Locken nach allen Seiten auf den bloßen üppigen Hals herabfielen. Sie saß, die Knien übereinander gelegt, mit dem einen Fuß leise schaukelnd, daß die grüne schwere Seide ihres Kleides hörbar rauschte und im Rauschen zuweilen den schönbeschuhten Fuß sehen ließ. Ihre Hüfte umspannte das rothe Brokatmieder, ließ aber, weitausgeschnitten, den vollen hochgewölbten Busen mitsamm den Schultern frei, auf denen ein starker fleischiger Nacken nach vorn gebeugt ruhte. Der fleischfarbene zarte Teint der Haut bekundete, daß ihn nie eine Sonne beschienen, noch ein Wind angerühret hatte — es wäre denn der lebenswarme Athem eines Mannes gewesen. Sie hatte den Blick starr in den Spiegel vor sich gesenkt, als Wolff Dietrich eintrat; weshalb sie den Eintretenden doch selbst im Spiegel bemerken mußte, ohne daß sie sich umzuwenden brauchte. Die andere Dame, ein trocknes Weibchen, über die Blüthe hinaus, mit spitzen Gesichtszügen, die die spitze zuckerhutartige Haube noch eckiger machte, wandte sich allein um und bemerkte der Dame unter ihren Händen:

„Erlaucht, der Herr Junker kommt, um Euch sein Compliment zu machen."

Die Schöne drehte sich um, sie lächelte; aber die unmerklich vorgesetzte Unterlippe verrieth Spott und herrische Verletztheit.

„Ich kam, um einen reumüthigen Pagen zu meinen Füßen zu sehn und — nun?" fragte sie mit starker Modulation der Stimme.

Wolff Dietrich stand noch in gemessener Entfernung, verlegen lächelnd.

Die Dame sah ihn mit dem lebhaften Feuer ihrer Augen an, dann schüttelte sie ihre langen Locken mit

Macht und rückwärts sich biegend, sprach ihr ganzes Wesen deutlich: das versteh ich nicht!

Der Junker verstand's endlich, senkte seine Kniee vor ihrem Stuhl und sprach verbindlich:

„Wenn es der Page nicht mehr ist, Durchlaucht, so seht in mir doch den treu ergebenen Diener!“

„Hm! Sein Betragen stimmt nur damit schlecht überein! Warum verließ der undankbare Junker so plötzlich seinen Pagendienst?“

„Durchlaucht“, entschuldigte sich Wolff Dietrich, „die Erbschaft meines Vaters verlangte mich nothwendig auf einige Zeit . .“

„Ich kenne das“, sagte die Dame und drohte mit schrägem Finger. „Wo man eine Nothwendigkeit der anderen vorzieht, da nennt man das nach freiem Willen handeln. — Ihr seid undankbar, Junker; die Gnade, die ich Euch angedeihen ließ, verlangte Eure Anwesenheit bei Hofe und ich bemerke Euch, damit Ihr's wißt, daß ich mich hiermit nur einer Schäferlaune hingebe, indem ich Euch einmal in diesem Kiefernwalde aufsuche.“

„Ich habe Ew. Durchlaucht geschrieben und durch Herrn von Wallwitz sagen lassen“ fing nochmals Wolff Dietrich zur Entschuldigung an, „daß ich, sobald und so früh meine Geschäfte hier geordnet sein würden, mich zu Dero Verfügung stellen wolle. Es hat aber wider Vermuthen länger gedauert . .“

„Wohl!“ rief Jene, „das wollte ich eben sehn und beurtheilen, ob Euch Euer Geschäft die Nimmerwiederkehr auferlegt, wonach ich meine Maßregeln zu nehmen denke.“

Und sie sprang erregt auf und stand da in der ganzen Schönheit ihrer üppigen Gestalt, während der Junker noch knieend ihr nachsah. Verschiedene Erinnerungen seines Pagenlebens mochten auf ihn einstürmen, denn sie fanden ihren sichtbaren Ausdruck in seinen Zügen.

„Steht auf“, sagte die Fürstin leichtfertig, mit einem Anfall ihrer launischen Herrschsucht. Dabei breitete

sie dennoch ihre beiden Hände abwehrend von sich und sagte: „Wir sind bei Euch zu Besuch und wir hoffen, daß Ihr Euch darnach betragt!"

Ein leises Geräusch, wie das Rascheln einer Maus veranlaßte das geübte Ohr der Kammerzofe, daß sie während des Gesprächs der Beiden zur Thür schlich. Ihr Verdacht mußte Grund finden, denn, als sie die Thür öffnete und hinaussah, verzog sie mit großer Unwilligkeit das Gesicht, schloß dieselbe und blieb wie zur Schildwacht an derselben stehn.

Unterdeß stand Wolff Dietrich und wußte wieder nichts auf die letzten Worte der Dame zu sagen, aber die Verlegenheit trieb ihn zum Handeln, denn, indem er sich liebenswürdig statt der Antwort verbeugte, griff er nach einer jener abwehrenden Hände. Er faßte, da sie ausgebreitet waren, sogar etwas tiefer und hielt den vollen warmen Arm in seiner Hand. Als jener Arm, willig oder unwillig — sich senkte, fielen die Atlasspitzen des Unterärmels voll über seinen Arm und mit der leisen Bewegung, die über seine Haut strich, fuhr Feuer durch seine Adern. Die Dame aber wandte ihr Gesicht; er fühlte, wie ihre Hand in die seine glitt. Er führte sie schnell an seinen Mund und drückte heiße Küsse darauf, während die Fürstin mit lieblichem Unwillen rief:

„Verlaßt mich, Junker, Junker! — Wir werden Euch prüfen."

Und Wolff Dietrich ging gehorsam zur Thür hinaus.

„Ich will mich ein wenig ruhen, liebe Wallwitz," sagte die Fürstin, „ehe wir zu Tische gehen. Geht, seht Euch im Hause um, und bringt mir Bescheid."

„Will Ew. Durchlaucht ein wenig lesen?"

„Was habt Ihr mitgebracht?"

„Den allerneuesten Schäferroman: Erman und Eromera."

„Ach, von dem so viel gesprochen wird! Sagt mir

erst, sucht darin die Schäferin den Schäfer oder der Schäfer die Schäferin?"

Die Wallwitz besann sich, sie vermuthete Beides darin, aber die Frage war es ja eben, was sie antworten sollte, endlich sagte sie: „Ich erinnere mich, der Schäfer sucht seine Schäferin."

„Gut, dann gebt mir das Buch her."

Und die Dame legte sich mit Hülfe der Kammerfrau auf dem Pfühl zurecht, um zu lesen, wie der Schäfer die Schäferin suchte.

Während wir die Fürstin also ruhen und die Wallwitz auf Kundschaft ausgehen lassen, müssen wir kurz berichten, daß die lesende Dame die junge Wittwe des früh verstorbenen Kurfürsten Christian II., war. Dieser Fürst, ein wahrer Riese von Körperbau, hatte die Bequemlichkeit, die Freuden der Tafel und der Jagd weit mehr geliebt, als die Regierungsgeschäfte. Im Jahre 1607 mit der blutjungen Prinzessin von Dänemark, Hedwig vermählt, in den Becherfreuden der Massenvertilgung ergeben, zog er sich bei einem Ringelrennen im Jahre 1611, man sagt, durch einen gewaltigen Trunk gekühlten Merseburger Biers eine tödtliche Krankheit zu und starb schon 1612 im achtundzwanzigsten Jahr seines Lebens. Sein Bruder Johann Georg I. folgte ihm in der Regierung und die kinderlose Wittwe des Verstorbenen, die bei seinem Tode erst zwanzig Jahr zählte, war es, die auf dem Schloß der Lichtenburg ihren Hof hielt und die wir hier im Hause Wolff Dietrichs sehen.

Die Chronisten sind voll des Lobes ihrer großen Schönheit, und Thatsache ist es, daß Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt, der lutherische Vetter Moritzens, jahrelang um ihre Gunst warb und aus Melancholie über die Erfolglosigkeit seiner Werbung sich nicht wieder beweibte. Als Ferdinand II. als Erzherzog 1617 in Dresden zu Besuch war, ward er von der „Schönheit der Prinzessin und ihrer artlichen Unterhaltung dermaßen bezaubert, daß er zu vielen wiederholten Malen

mit ihr getanzt und er ernstlich mit dem Gedanken umgegangen, um ihre Hand anzuhalten", schreibt der Chronist Khevenhüller. Das mochte wohl von den Jesuiten hintertrieben worden sein, allein auch Prinzessin Hedwig mußte allzu üble Erfahrungen in ihrer ersten Ehe gemacht haben, sie fand es für weit rathsamer, fernerhin jedem Ehebande auszuweichen und in freier Verfügung ihrer Liebe zu bleiben.

Als es um zwei Uhr zu Tisch ging, war es Wolff Dietrich unangenehm, daß eine seiner Schwestern, von Mahlsdorf zufällig gekommen, selbstverständlich Platz an der Tafel finden mußte. Kaum als er sie der anonymen von Hiddensoe vorgestellt hatte, trat — Jakobe ein. Es war Gewohnheit sie zu Tisch zu laden, wenn Besuch von Gästen oder Verwandten im Hause war; allein Wolff Dietrich hatte nichts verfügt und offenbar hatte dies die Schloßmamsell auf eigene Faust gethan, — ein verlegener Schreck glitt daher über sein Gesicht. In demselben Augenblick kam Jakobe der Freifrau vor den Blick. Derselbe haftete musternd auf dem anmuthigen Mädchen, das schön wie der Tag, licht wie die Sonne, geschmackvoll und sogar reich gekleidet war, wobei es noch den Zauber der Jugend und das durchsichtige Elair der Bildung zum Schmuck der Vollendung voraus hatte; und ihr Blick verfinsterte sich in der gleichzeitigen Bemerkung der Verlegenheit Wolff Dietrichs. Der Augenblick war peinlich, bis der Junker endlich den Faden fand und Jakoben als die Braut seines Bruders vorstellte, der sie hierher geladen und der sie hier erwarte. — Ein unheilvoller Zornblick der Fürstin fiel auf die Frau von Wallwitz, oder Kamenz genannt; es war der Vorwurf, daß diese ihrer Herrin nichts von der Anwesenheit dieser Dame verkündet, was wieder natürlich zuging, da die Wallwitz auf ganz anderer Fährte gewesen, — und man setzte sich mit allerlei Gedanken zu Tisch.

Die Freifrau saß am Haupt der Tafel, ihr zur Lin-

ken nahm Wolff Dietrich Platz und er wies Jakoben zur Rechten derselben, wie es ihr nun gemäß ihrer Stellung im Hause gebührte. Wolff Dietrichs Nachbarin war Frau von Kamenz, Jakobens Nachbarin die Schwester des Junkers Margarethe, eine von den Beiden, die der Jakobe in Mahlsdorf besonders gefallen hatte.

Die fürstliche Dame unterhielt sich zuerst mit Jakoben in forschender Weise, dann brachte sie Wolff Dietrich mit Jakoben ins Gespräch, denn ihr weiblicher Argwohn wollte das Verhältniß Beider prüfen. Die Probe mußte gut ausfallen, denn sie selbst erzählte bald sehr liebenswürdig und heiter, sie sei eine Jugendfreundin der Kurfürstin Wittwe Hedwig und lange Zeit an ihrem Hofe zu Besuch gewesen. Jetzt wolle sie nach ihrer Heimath Holstein zurück und sei im Auftrag der Kurfürstin über dies Haus gereist, um dem Junker eine Bestellung derselben zu überbringen. Morgen wolle sie weiter.

„Hochedle Frau," ich bitte Euch inständigst, Euren Aufenthalt zu verlängern," — entgegnete Wolff Dietrich; „Ihr unterbrecht meine finstere Einsamkeit mit sonnigem Glanze!"

„Warum sucht der Herr Junker diese Einsamkeit? Warum hat er den Hof der Kurfürstin Wittwe so plötzlich verlassen?"

„Ach" seufzte Wolff Dietrich, „wenn die schlechten Zeiten nicht wären, die Furcht vorm Kriege und die Behandlung dieser Güter, die nicht verloren werden sollen!"

„Nein, nein, Herr Junker, Eure Schafe und Schweine und Eure Kiefern sind Euch lieber, als der Hof. Ein böser Geist ist in Euch gefahren", spottete der schöne Mund, „Euch geht's wie dem König Nebukadnezar, der auch drei Jahre lang in der Wildniß auf allen Vieren umherlief."

„Wenn Ihr wüßtet, wie sehr ich mich sehnte, wieder an den Hof meiner edlen Herrin zu kommen?"

„Und Ihr seid doch nicht gekommen!“ lachte die Fürstin. „Ein anderer mag das begreifen, nicht ich. Am Hofe mein’ ich, da ist’s wohl plaisirlich, Schafe zu weiden, Schäfer und Schäferin zu spielen und allenfalls den Jäger und den Bauer auch auf der Maskerade. So schöpft man den Rahm vom Leben ab und läßt die Molken dem Volk, — ist das nicht angenehmer?“

„Schöne Frau!“ rief Wolff Dietrich, ganz umstrickt von dem lockenden Sirenenton und immer eifriger darauf bedacht, vor der Fürstin genügende Entschuldigung zu finden — „ich muß Euch mit den trockensten Dingen entgegnen, wie sie die unglückliche Erbtheilung gebracht hat. Mir und meinem Bruder ist dies große Gut gemeinschaftlich zugefallen. Mein Bruder wollte nichts damit zu thun haben und er packte mir doppelte Last auf, denn er hat mir seinen Antheil verpachtet.“

„Da seid Ihr ein großer Thor gewesen . .“

„Ich bekenne es, zumal wo Euer schöner Mund mein Herz aufregt!“ entgegnete Wolff Dietrich lebhaft. „Ihr habt Recht, ich will es hier anders einrichten und zurückgehen zum Hofe der Kurfürstin.“ In demselben Moment fühlte Jakobe unterm Tisch einen Fuß auf dem ihren ruhen. Sie wußte nicht, was solches bedeuten sollte und zog den ihren sanft zurück. —

„Die Kurfürstin, Junker! Ich habe von ihr gehört, wie sie einmal um’s andere sagte: wahrscheinlich hat dieser Page meinen Dienst verlassen, weil er sich schon zu erwachsen schien; wär’ er wiedergekommen, so hätt’ ich ihn zu meinem Kammerherrn erhoben.“

„O ich bin glücklich, wenn ich ihr ergebner Diener sein darf,“ scherzte Wolff Dietrich verbindlich und — wieder fühlte Jakobe dieselbe Berührung ihres Fußes.

„Hat Sie nicht Euch einst von diesem Hof mit fortgenommen, als Ihr ein halbwachsener Knabe wart?“

„Ja wohl, Ihr scheint auch Alles zu wissen“ lachte Wolff Dietrich, „sie war hier zur Jagd mit ihrem Gemahl, den seligen Kurfürsten Christian. Ich war wie vernarrt in die schöne Dame und folgte ihr Schritt für Schritt auf der Jagd. Als sie abfahren wollte und ich gar traurig an ihrem Kutschenschlage stand, hob sich mich hinein; ich war's zufrieden, mein Vater war's zufrieden und fort ging's nach Dresden.“ Da senkte sich zum dritten mal der Fuß auf Jakobens Fuß, sie fühlte den Druck so bedeutsam und energisch, daß sie unwillkürlich emporzuckte, einen Blick auf Wolff Dietrich warf und sich anders setzte.

Indessen wandte sich Margarethe zu Jakoben:

„Besucht uns doch öfter, Jakobe, denn Euer Aufenthalt dürfte sich nun doch länger ausdehnen, wie es scheint.“

„Wie meint Ihr das, Margret? — Ich hoffe ja jeden Tag auf Rudolph's Wiederkehr.“

„Wie? wißt Ihr noch nicht, daß ihn der Landgraf nach Schweden gesandt hat?“

„Was sprecht Ihr?“ rief Jakobe erschreckt, „ich habe noch nie einen Brief von ihm bekommen.“

„Das ist sonderbar; uns schreibt er doch, daß er Euch benachrichtigt und getröstet. Er mußte den englischen Gesandten zum Schwedenkönige begleiten. Zugleich ermahnt er uns, daß wir uns Euer in Liebe annehmen und Euch die leidige Zeit des Wartens vertreiben sollen . . .“

„Er weiß also, daß ich hier bin?“

„Sicher gewiß nicht, denn er fügt hinzu: wenn Ihr schon angelangt sein solltet.“

Jakobe jauchzte in ihrem Herzen auf trotz des schneidenden Weh's, das sie durchfuhr. Selbst die unsicherste Nachricht war ihr eine tröstliche Verheißung.

„Könnt Ihr mir den Brief zeigen?“ fragte sie heftig und drückte Margarethen die Hand.

„Recht gern, Jakobe, kommt morgen nur zu uns!“

„Ich komme!“ nickte Jakobe, denn sie mußte sich nun zu der alten Wallwitz wenden, die sie bereits wiederholt mit genealogischen Fragen in Anspruch nahm. Sie konnte derselben nur die stereotypen Antworten geben, daß sie keinen von all den aufgezählten und überhaupt keinen ihrer Verwandten kenne.

„Aber mein Gott“, rief die Wallwitz, „Ihr könnt doch nicht vom Himmel gefallen sein?“

„Warum nicht?“ entgegnete Jakobe kühn. „Mein bürgerliches Haus in Straßburg, in dem ich als Waise erzogen, war mir des Himmels genug!“

„Warum hat man Euch trotzdem nicht von Eurer Herkunft gesagt?“ examinirte jene weiter.

„Das wäre passend, Frau von Kamenz, meinem Pflegevater vorzuhalten, aber nicht mir“, entgegnete Jakobe stolz und schneidend. Frau von Wallwitz fand sich abgewiesen und wandte sich zu Margarethen, um sich nach deren Angehörigen in Mahlsdorf zu erkundigen.

Jakobe hatte Zeit, auf ihren Teller zu blicken und ihre unruhigen Gedanken zu verhören. Sie mußte aber trotzdem bemerken, wie Wolff Dietrich mit seiner schönen Nachbarin gar vertraulich flüsterte, ja, sie mußte wider Willen aus der Bewegung der Arme schließen, daß der Junker sogar unterm Tisch die Hand der Dame gefaßt hielt, indeß diese lächelnd und offenbar in großer Sinnenaufregung vor sich niedersah und doch wieder dazwischen Drohblicke auf ihren kühnen Nachbar schoß, der mit einem vielsagenden Triumpfblicke endlich aufstand und die Tafel aufhob.

Die Dame wünschte in die Luft zu gehen und zu promeniren, es war ihr zu eng und heiß im Saal. Wolff Dietrich trat als ihr Begleiter zu ihr, aber die Wallwitz schob Ermüdung vor, was dem Junker offenbar erst recht nach Wunsche war. Allein die Dame wandte sich an Margarethen und Jakoben mit einer Manier, der man fast nichts hätte abschlagen können, um mit von der Partie zu sein. Und so gingen jene

beiden Arm in Arm vorauf und diese beiden desgleichen vertraulich plaudernd in stimmgeschiedener Entfernung hinterher.

Die Wallwitz hatte unterdessen ganz andere Absichten. Sie dachte an die fliehende Gestalt, die sie beim Lauschen ertappt und wollte ihrer habhaft werden. Unter neugierigen Fragen und dem Vorgeben der Erkundigung nach den Einrichtungen der Wirthschaft durchstöberte sie im Hause jeden Raum und sieh! endlich schien sie zu finden was sie suchte. Sie stand hinter einer angelehnten Thür und hörte von drinnen eine weibliche Stimme laut schluchzen und weinen. Sie öffnete, schloß hinter sich und stand der Weinenden, wie eine Erscheinung gegenüber, als diese von ihrem Schmerze durch das Kreischen des Riegels geweckt, aufblickte. Wohl eine Stunde lang hatte sie zu verhandeln und zu kapituliren, ehe sie heraus bekam, was sie wissen wollte.

Viertes Kapitel.

Liebesintriguen.

Der Junker hatte seine Dame in ihr Zimmer begleitet und ging in seiner Stube unruhig umher, das unverkennbare Entzücken der befriedigten Eitelkeit lag auf seinen Zügen. Wir können seines Herzens Gedanken nicht plano hierhersetzen, denn es wäre unnöthig, unsern Leserinnen ein Erröthen aufs Gesicht zaubern zu wollen. Allein bekunden müssen wir, er schaute so siegsgewiß umher, wie ein Feldherr in der Schlacht, der die ersten Reihen der Feinde in Auflösung sieht. Er fühlte sich lebhaft wie einst als der Page wieder, dem das Glück in den Schooß gefallen oder vielmehr, um correct uns auszudrücken: der dem Glück in den Schooß fiel. Zuweilen versuchten zwar all die bedenklichen Gedanken vor ihm aufzustehen, derentwillen er diesen Hof geflohen: all die herrischen Launen der Gebieterin, ihre Eifersucht, ihre Quälereien und ihr Coquettiren — selbst das verblümte Wort des mächtigen Kanzlers von Hoenegg kam ihm in Erinnerung. „Pah!" rief er allem diesen entgegen, „nimm den Augenblick wahr, wie er ist und — überlege morgen oder übermorgen oder — in acht Tagen, wenn sie wieder abgereist. Welche Liebe dieser Frau, Dich hier aufzusuchen? — Was schuf Dir denn dagegen die kleine Rose für Vergnügen? So lange sie Dir Widerstand bot, so lange sie reizend und verschämt war . . . aber nichts ist sie gegen diese Gewalt, gegen dieses Blut! . . . War sie Dir zuweilen unerträglich in ihrer

Laune — warst Du nicht ebenso verblendet, aus ihrem Dienst zu fliehen und Sie schmählich zu verlassen, die Deinetwillen die Hand von Fürsten ausgeschlagen? . . ."

Er hatte die Thür nur angelehnt, denn er wollte die Wallwitz sprechen, die er vergebens gesucht und nirgend gefunden, sie mußte auf dem Corridor vorbei, wenn sie zu ihrer Herrin kehrte. Horch! jetzt hörte er ihre Sammetpantoffeln über den Stein schlirfen, die die Schuhe nicht liebte, der Hühneraugen wegen! Er winkte sie herein.

„Nun, was wünscht der Herr Junker?" sagte die Wallwitz und nickte mit ihrem spitzen Gesicht, wobei ihre spitze Haube eifrig miteinstimmte. Sie war das lebendige Bild der Nippfigur einer Chinesin.

„Ich dächte, Ihr wißt's, was ich wünsche, — mein Wunsch ist Euch schon oft Befehl gewesen!"

„Mit Verlaub, Junker, ich war immer nur für meiner Durchlaucht Wünsche verantwortlich."

„Und für die meinigen mit, Wallwitz, weil ich das Glück hatte, mit Durchlaucht Eines Wunsches zu sein."

„Eines Wunsches, ei, was Ihr meint!" dehnte die Alte in ihrer sonderbaren Ironie, in welcher der Scherz und Ernst schwer zu unterscheiden war.

„Deßhalb werdet Ihr mich heute Abend erwarten!" sagte der Junker nachdrücklich.

„Wenn Durchlaucht Eurer wartet," fügte die spitze Wallwitz hinzu.

„Sagt mir die Stunde und damit gut!" mahnte der Junker leise und doch gar ungeduldig.

„Ich weiß keine Stunde, Ihr scheint zu phantasiren, Junker."

„Ich muß es besser wissen, als Ihr!" fuhr Wolff Dietrich heraus.

„Nun, wenn Ihr's so genau wißt, braucht Ihr mich nicht zu fragen! . . ."

„Was da? Ihr seid heut spröder als eine junge Schöne! Hört, wenn's die zehnte Stunde, wie immer

sein soll . . . so ist's abgemacht. Merkt's Euch!“ schloß der Junker geringschätzig.

„Ja, ja, ich merke!“ sagte der Alte, nickte noch mehrmals und schlurrte zur Thür hinaus.

Sie ging ins Zimmer ihrer Herrin.

„Wallwitz,“ rief ihr die Kurfürstin triumphirend entgegen, „er steht in Flammen lichterloh, hab ihn nie so heftig gesehen, das macht doch, weil er noch weit mehr Mann geworden ist.“

„Wer sollte nicht vor Euch in Flammen stehn, Durchlaucht, wenn Ihr ihn mit Eurer Schönheit entzündet . . .“

„Meint Ihr?“ fragte die Fürstin selbstgefällig. „Nun, jetzt bin ich zufrieden, ich habe diesen ungetreuen Schäfer wieder.“

„Schäfer, Schäfer,“ murmelte die Wallwitz, „wenn nur nicht in diesem Schäfer ein Wolf versteckt wäre . . . .“

„Der Name Wolff, Wallwitz, hat mir immer nicht gefallen, ich werde meinen Schäfer umtaufen und Dietrich nennen. Ach, es ist Eigensinn von mir; aber dieser Dietrich ist einmal meines Herzens Schlüssel und seinetwegen habe ich manchem hohen Herren den Korb gegeben. Ihr könnt übrigens . . . .“ sagte sie sinnend und brach ab, indem sie mit der Hand winkte.

„Halt, Durchlaucht, noch nicht, ich fürchte Verrath! Euer Schäfer hat mit der Schloßmamsell karessirt, und diese neue Schäferin ist eifersüchtig . . . .“

„Wie, dieser ungetreue . . . .?“ Der Gedanke, eine Nebenbuhlerin zu besitzen und zwar solcher Art, schlug wie ein Blitz in sie ein.

„Was sprecht Ihr?“ sagte sie mit erstickter Stimme, dann fuhr sie drohend fort: „seht Euch vor, Wallwitz, was Ihr sagt!“

„Ich will die Schäferin kommen lassen,“ sagte trocken und ruhig die Wallwitz, „seht Ihr selber zu!“

Die Fürstin ging im Zimmer auf und ab, das ganze

Blut, das so hocherregt und in Wallung war, nahm eine andere Richtung.

Die Wallwitz fuhr indessen in der ganzen Trockenheit ihres Erzählungstones fort: „Entdeckte schon einmal, daß wir belauscht wurden, und sah die Lauscherin fliehen, dann fand ich dieselbe wieder, weinend und verstört, ich forschte vergebens, ho! wie hartnäckig im Schweigen und Zähneknirschen! Sagte ihr dann, Ihr seiet gekommen, den Junker Wolff Dietrich als künftigen Eheliebsten zu begrüßen. Wußte ja wohl, daß ihre Wuth empor fahren würde! Vermaß sich hoch und theuer, das feste Versprechen der Ehe von ihm erhalten zu haben, ehe sie sich ihm ergeben. Hat mir dabei viele kostbare Geschenke gezeigt, sogar einen Ring, Durchlaucht, der von anderer Hand herrührte . . .“

„Genug, genug!“ rief die Fürstin, „malt mir nichts aus, oder ich ersticke! Es soll vorbei sein, ich hasse ihn;“ und sie fiel, einer Ohnmacht nahe, in den Lehnsessel. „Geh', laß den Wagen vorfahren, ich will fort . . . .“

„Ich dachte,“ fuhr die Wallwitz fort, „Eure Durchlaucht thäten gut, sich erst gründlich zu überzeugen, denn ich will hier nicht die Verantwortung tragen . . .“

„Du trägst keine; mach, ich will fort!“ herrschte die Fürstin eilig.

„Wollt Ihr mir die Gelegenheit nehmen, dem Junker einen Denkzettel zu geben? Soll Euch zugleich volle Genugthuung verschaffen, und — abgesehen davon, Ihr müßt Beweise sehen.“

„Ich will keine Beweise, ich glaube Dir!“

„Der Kuckuk hole den Glauben, Durchlaucht,“ und sie stampfte mit dem Pantoffel, „wenn ich mich nun geirrt, oder Euch wohl gar getäuscht hätte?“

„Nun, so redet, Wallwitz, was meint Ihr,“ rief die Fürstin seufzend, und rückte unruhig in dem Stuhl hin und her.

Beide überlegten flüsternd, und bald brach die Fürstin öfter in ein wahnsinniges Lachen aus.

Während dies hier oben vorging, hatte Wolff Dietrich seine Schloßmamsell aufgesucht, die er mit den verweinten Augen noch in ihrer Kammer fand.

„Was ist Dir, Rose?“ fragte der Junker, „warum beträgst Du Dich heute so sonderbar, und was hast Du für Grund zu weinen?“

„Es ist nichts“, sagte das Mädchen kalt, und wandte sich.

„Höre, Rose“, sagte Jener und schlang seinen Arm um ihren Leib, „sei kein eigensinnig Kind! Du fürchtest die Dame, Du hast nichts zu fürchten, auf mein Wort!“ betheuerte er.

Rose antwortete nicht.

„Nun,“ rief Wolff Dietrich unwillig, „Ihr Weiber habt Eure Launen, gegen die schwerer anzukämpfen ist, als gegen den Bären. Man muß Euch gewähren lassen, bis Ihr von selbst zur Besinnung kommt. Jetzt aber, verstehst Du, gieb mir den Rubinenring, den ich Dir schenkte. Hier hast Du einen anderen dafür, ich habe jenen einst von der Hand dieser Dame als Preis eines Ringstechens erhalten. Sie könnte danach fragen, und ich muß ihn des Anstands halber noch einmal anstecken, hörst Du?“

Aber das Mädchen war stockstumm, sie hörte nicht.

„Ich will den Ring, Rose,“ rief er heftig.

„Und ich gebe ihn Euch nicht,“ erwiderte das Mädchen kalt.

„Wenn Du nicht hörst, werde ich Dich zu strafen wissen,“ rief der Junker.

„Ihr habt ihn mir geschenkt.“

„Und wenn ich ihn suche und nicht finde, so kommst Du in den Verdacht, daß Du ihn gestohlen!“

„Und ich werde Zeugen wissen, daß ich ihn in Eurer Gegenwart getragen!“

Da faßte der Junker ihre Hände und preßte ihren

Körper gegen die Mauer. „Verstocktes, eigensinniges Ding!“ rief er, „wecke meinen Grimm nicht, oder Du bist mit Deiner ganzen Familie verloren!“ Sein Auge funkelte, er war wirklich furchtbar in seinem Zorn.

Die Erwähnung des Wortes Familie mochte wohl auf das Mädchen wirken, sie ging zum Kasten, nahm den Ring heraus und warf ihn trotzig auf die Erde.

Wolff Dietrich bückte sich, nahm ihn auf und sagte: „Ich halte Dich heute nicht für bei Sinnen, Rose, und hoffe, daß Du morgen früh eine Andere bist, still und fügsam, wie's Dir als Eigene Deines Herrn geziemt; sonst werde ich Dir und Deinem Vater den Prozeß zu machen wissen; damit basta!“ Und er ging zur Thür hinaus.

Das Mädchen fiel in namenlosem Schmerze auf ihr Bett. Täuschung, Wuth und das nagende Gefühl ihrer Ohnmacht stürmte auf sie ein und das Alles brach von Neuem in Schluchzen, Thränen und laute Verwünschungen aus, bis sie den Kopf ins Kissen drückte und stiller weinte.

Bald aber hörte sie ihren Namen rufen, und mit den Pantoffeln in der Hand sah sie die Wallwitz vor sich stehen.

„Rose,“ sagte Frau von Wallwitz, „stehe auf und komm' mit, ich will Dir helfen.“

„Ja helfen, mir ist nicht zu helfen!“ sagte das Mädchen trostlos.

„Komm, höre doch, Du sollst zu jener Dame oben kommen. Sie hat von Deinem Unglück gehört, und denkt nicht daran, Dir im Weg zu sein.“

Rose stand auf, ein unsicherer Schimmer von Hoffnung, daß Alles zu seinem alten Geleise wiederkehren könne, stieg in ihr auf, und sie folgte.

Die Kurfürstin empfing das Mädchen, sie musterte sie von oben bis unten; ein spöttischer Zug flog über ihre Lippen. Der Gedanke der Nebenbuhlerschaft eines Mädchens aus so gemeinem Stande, wenn sie auch ein leid-

lich frisches Gesichtchen und eine wohlgeformte biegsame Gestalt besaß, scheuchte die letzten zärtlichen Gefühle für den Junker aus dem Herzen und da dieses eben keinen leeren Raum ertragen kann und noch mehr dem horror vacui, als die Luft unterworfen war, so zogen ganz andere Dinge dafür hinein.

Gütig und herablassend begann sie: „Mein Kind, ich habe nicht gewußt, daß Du Versprechungen neueren und besseren Datums auf das Herz des Junkers hast, als ich, und ich begreife Deinen namenlosen Schmerz!"

„Nein, gnädige Frau," erwiderte das Mädchen, „wenn der Junker andern Sinnes geworden, so werde ich fortgehn und — mich tödten."

„Halt, kleine Närrin!" rief die Fürstin scherzend, „das hast Du nicht nöthig, ist auch ein riskantes Geschäft, wer weiß, ob Dir's gelingen würde. Höre mir lieber zu: Ich werde Euer Verhältniß nicht stören, denn ich reise schon morgen früh ab. Deine Sache nun ist's, den Junker nichts merken zu lassen, daß Du Argwohn im Herzen trägst, der, wie Du siehst, unbegründet ist. Du mußt wissen, daß die Liebe der Männer in diesem Punkte sehr empfindlich ist, zumal wenn man dies eher zeigt, als es Zeit ist."

Das Mädchen horchte auf; sie fühlte von diesem Standpunkt beleuchtet sich fast schuldig, den Junker nicht richtig behandelt zu haben.

„Ihr sprecht das so hin," antwortete sie; „aber wer bürgt mir dafür?"

„Ich verlange von Dir," sagte die Fürstin voll Nachdruck, „daß Du meinen Worten nicht mißtraust. Höre mich nochmals: Ich hegte vor Jahren eine kleine Neigung für den Junker, denn er hatte sie am Hofe der Kurfürstin Wittwe erst bei mir durch seine ehrbaren Huldigungen erweckt. Jetzt hätte ich mich vielleicht allerdings mit ihm versprochen und verbunden, wenn ich nicht hier durch meine Gesellschafterin erfahren hätte, daß er schon anderweitig sein Herz verschenkt. Mir

liegt nun ferne, ihn meineidig zu machen, darum entsage ich ihm und lasse ihn Dir zur ferneren Verfügung."

Die Fürstin sprach überzeugend; denn der Stolz, der in ihrer Rede unverkennbar sprach, klärte Rosen die Sachlage mehr als Worte, und ihre eigensinnige Liebe fing an, wieder in Hoffnung aufzudämmern. Doch der natürliche Instinct dieser Liebe hatte dem ganzen Betragen Wolff Dietrichs genug abgespürt, als daß ihr Argwohn ganz verschwinden konnte.

„Ach, wenn ich wüßte", seufzte sie.

„Nun gut", erwiderte die Fürstin im Ton unwiderstehlichen Befehls, „Du würdest doch diese Nacht kein Auge zuthun, sondern den Junker auf Schritt und Tritt belauschen. Ich will Dir das bequemer machen: komm um Punkt halb zehn Uhr hier auf mein Zimmer und bleibe die Nacht bei mir — ist Dir das genug?"

„Aber wenn der Junker mich fände?"

„Fürchtest Du immer noch, daß er hierher kommt, und daß ich ihn liebe?" fragte die Fürstin voll Hoheit. „Du sollst eben nur zu Deiner eigenen Beruhigung hier sein."

Das Mädchen drehte den Vorschlag nach allen Seiten in ihren Gedanken; dann küßte sie der Dame in der Manier der Hörigen die Hand und sagte: „Gnädige Frau, ich folge Ihnen."

„Nun gut, so bist Du entlassen bis zur bestimmten Frist," sagte die Fürstin und winkte mit der Hand.

Der Tag neigte sich schon dem Abend zu: das Mädchen ging wieder in Küche und Keller, sie bekam sogar wieder Muth zu trällern und zu lachen, zu Wolff Dietrichs angenehmen Erstaunen, der sie hörte, und das sehr vernünftig von der kleinen eigensinnigen Dirne fand.

Mit der Minute erschien Rose droben in dem Zimmer. Die schöne Frau ruhte auf einem Sessel, den Fuß auf Ruhekissen gelegt; die Kammerfrau las vor aus dem neuesten Schäferroman: Erman und Eromera; das

Mädchen aber nahm seitwärts im Hintergrund auf einem Stuhl Platz nnd hing unter der monotonen Wortfolge ihren Gedanken nach.

Kurz nach zehn Uhr rauschte es draußen an der Thür und ein leises Klopfen ward gehört, die Wallwitz horchte; aber sie las weiter; wieder klopfte es ein wenig stärker und ein leises Hüsteln ließ sich vernehmen.

„Was ist das?" fragte die Fürstin verwundert, und winkte der Wallwitz; diese ging hinaus, machte die Thür hinter sich zu, und die drinnen Lauschenden hörten sie mit einer Männnerstimme flüstern.

„Kennst Du die Stimme?" fragte die Fürstin leise, „ich verstehe das nicht."

„Ach, ich verstehe," flüsterte das Mädchen leichenblaß, „es ist des Junkers Stimme."

„Wie, sollte der Junker das wagen? Das ist bodenlos frech!" rief sie voll Entsetzen. „Aber ach," klagte sie weiter mit verstellter Angst, „was soll ich thun, ich bin in seiner Gewalt!"

„Ha, die Abweisung könnte ihm schon nichts schaden!" flüsterte das Mädchen schadenfroh.

„Aber es wird Aufsehen geben, er ist heftiger Natur, und mein Ruf ist in Gefahr!" rief jene verzweiflungsvoll. „Komm, mein Kind," sprach sie, und faßte das Mädchen an den Arm, nahm das Licht und trat mit ihr in das Nebenzimmer. „Rose, hier nimm meine Stelle ein, und bedenke, es immer gut, wenn man seinen Geliebten einmal auf solcher Fährte ertappt."

Rose hatte wohl Lust, dem Junker diesen Streich zu spielen; denn ihre Eifersucht brannte schon wieder lichterloh; nur der Gedanke der Folgen preßte ihr das Bedenken aus: „Aber der Junker, wie wird er wüthend werden, wenn er es merkt. Es wäre besser, ich versteckte mich."

„Nein, nein, was soll ich dann thun? Horch, wie er schon draußen laut und dringend wird! . . . Lege

Dich auf dies Ruhebett!" rief die Fürstin herrisch, „ich lösche das Licht aus."

„Aber der Junker, o, Ihr kennt seinen Jähzorn nicht!" bat immer noch das geängstigte Mädchen.

„Leg Dich," rief die Frau noch einmal, „oder ich zeige Dich dem Junker — Feige Dirne!" rief sie in vollem Zorn, „fürchtest Du den Junker, so wisse, Du stehst unter meinem Schutz, und der ist hoch genug, denn es ist der Schutz einer Fürstin!"

Da fiel es dem Mädchen wie Schuppen von den Augen ... und die getäuschte Liebe und die Rache loderten zusammen in wilde Flammen auf. Die Gerüchte von dem Verhältnisse des Junkers auf der Lichtenburg hatten auch hier nicht Schloß und Riegel gekannt; nur Er hatte sie ihr als dumme Erfindung tausendmal abgeschworen. Ohne weiter an irgend etwas zu denken, folgte sie dem Befehl der Fürstin, während jene das Licht nahm und in die entgegengesetzte Thür von ihrem Wohnzimmer, die zum Schlafzimmer der Wallwitz führte, verschwand.

Als die Wallwitz diese Thür zuschlagen hörte, wußte sie Bescheid ....

Die Thür des Corridors ging langsam, knarrend in den rostigen Angeln auf, denn für diesen Fall war doch das Schmieren verabsäumt, und Rose hörte den leisen Tritt des Junkers, bis er dem Bette nahte.

„Gnädigste Kurfürstin, Vergebung meinem Herzen!" hörte Rose brünstig flüstern.

„Kurfürstin!" dachte das Mädchen, „es ist richtig" — und jedes Bedenken schwand ihr! denn noch hatte sie die Wahl, sich ihm vorbittend und liebevoll zu entdecken und ihn mit dem Bekenntniß zu beschwichtigen, daß sie mit List gezwungen die Rolle der Kurfürstin spiele; allein der weibliche Aerger, der in ihrer Brust aufstieg, zog es vor, den ungetreuen Junker unter dem Schutz der Dunkelheit gründlich zu täuschen.

Sie fühlte ihre Hand ergriffen und an den Mund

gedrückt. Des Junkers Gefühl stutzte allerdings bei der rauhen Handfläche, die in seiner Hand ruhte und der weiche Arm kam dem Raummaaß seines Griffes gar ein Weniges dünner vor. Als er aber seinen Arm zärtlich um den Hals seiner Schönen schlang, fuhr sein Zeigefinger über ein kleines Maal an der linken Schulter, dessen er sich sonst doch an anderer, als dieser weichen Schulter erinnerte. Eben prüfte er noch sein Gedächtniß ob dieses Punktes — — da öffnete sich drüben gegenüber die Thür zum Schlafzimmer der Wallwitz und ein Streifen Lichtes fiel, das Wohnzimmer durchschneidend, durch die offene Thür der Schlafstube gerade auf das Haupt des Gegenstandes seiner Wünsche. Im Augenblick übersah er, was geschehen, und sein aufwallender Zorn hob in derselben Sekunde die Hand und ohrfeigte das Mädchen mit einer Heftigkeit, daß diese unwillkürlich aufschrie.

Ein volles, herzhaftes, unaufgehaltenes Gelächter schütterte durch den Raum von jener Seite her, es überdauerte den Schrei und schon stand vor ihm, dem entrüstet Aufgesprungenen, die spitze vorgebeugte Wallwitz mit dem vorgestreckten Nachtlicht in der Hand, herrlich nickend, und ihm in's Gesicht leuchtend: „Ei, ei, Herr Junker, carressirt man so mit seiner Eheliebsten? Was ficht Euch an?"

Dann schüttelte sie mit der spitzen Haube: „O pfui, wie kann man so garstig sein! . . ."

Aber der Junker hörte nicht, antwortete nicht; er nahm eilig seinen Weg zur Thür, schlug sie hinter sich zu und ließ der Wallwitz das wohlerwogene, unbeschreiblich ironische Nachsehn.

Fünftes Kapitel.

Der Guldenwechsler.

Am andern Morgen war der Besuch verschwunden, mit dem ersten Strahl der Morgenröthe war er vom Hofe gefahren, während Wolff Dietrich noch im tiefen Schlafe lag, der sich erst spät in Folge seiner Aufregung über den ihm gespielten Streich einstellte. Bei seinem Erwachen fand er zunächst große Verwirrung in der Hauswirthschaft, denn die Schloßmamsell fehlte. Sollte die eigensinnige Dirne gar mit ausgerückt sein? war sein erster Gedanke, der seine Stimmung nicht besserte, denn momentan war es unangenehm, diese wichtige Stelle im Haushalte leer zu wissen und keinen Ersatz zu haben. Endlich kam Kunde, Rose sei drüben bei ihrem Vater, dem Schließer. Er schickte augenblicklich nach ihr mit dem Befehle, ihrer Pflicht obzuliegen, „bis auf Weiteres".

Wolff Dietrich war und blieb äußerst verstimmt über sich selbst, über Alles, über die ganze Welt, und wollte eben in's Feld hinausreiten, als der alte Pentzingk zu ihm eintrat.

„Gnädiger Herr!" begann dieser und schüttelte mit dem Haupte, und so langsam und bedächtig er schüttelte, so bedächtig rauschte die hochaufstehende spanische Krause mit. „Es geht nicht mehr, Ew. Gnaden, der Bauer wird zu übermüthig."

„Ja," fiel Wolff Dietrich ein und ließ seiner wilden Stimmung freien Lauf, „er muß wieder streng gehalten werden, wir müssen Strafexempel statuiren, ist keine

Furcht mehr unter den Leuten, der Teufel mag noch Herr sein.“

Pentzingk horchte und schüttelte wieder bedachtsam. „Ew. Gnaden mögen in einzelnen Fällen Recht haben, aber ich meine den förmlichen Aufstand, die Geschichte und das Wesen mit den neuen Kleidern. Da wird's nun nicht lange mehr dauern, dann tragen sie sich wie der Herr Junker selbsten und hängen sich wohl gar das Schwert noch um.“

„Was meint Ihr?“ fragte Wolff Dietrich aufmerksam.

„Wißt Ihr noch gar nichts, Herr Junker? Ach, Ihr hättet gestern die Roitzer Bauern in der Kirche sehen sollen, würdet geglaubt haben, das Volk treibe Mummenschanz. All das Bauernvolk kam in bunten neuen Trachten, spanisch, burgundisch, französisch; wie gesagt, fehlt nur der Degen, und sie gehen, wie die Herren vom Adel und die Gelehrten. Ich selbst, Ew. Gnaden, mußte mein leibhaftig Ebenbild in dem alten Krüger des Dorfes herumstolziren sehen, fehlte bloß noch, daß er hinkte .... So ist's in Reppinichen, Schlamau, Medewitz, kurz in allen unseren Dörfern.“

„Das verstehe ich nicht.“

„Das kommt davon,“ eiferte Pentzingk, „daß wir keine strenge Kleiderordnung haben ausgehn lassen, die jedes hoffärtige Großthun bei Strafe von Geld und Pranger verbietet. Es ist ja auch eine wahre Gottesschande in diesen Zeiten, wo jeder Wohlstand rückwärts geht und der Krieg schon an allen Grenzen wüthet, da müßte der Bauer seine Gulden wohl im Säckel behalten, damit er die Pächte und Steuern zur Zeit der Noth vorräthig hat. Aber seht, Junker, der Jude ist an dem Allen schuld mit seinen Waaren und seinem sonderbaren Handel. Ich begreife nicht, wie Seine Kurfürstlichen Gnaden und selbst Kaiserliche Majestät die Privilegien ausstellen konnten.“

„Ihr sprecht da von Allerlei,“ sagte der Junker. „Erzählt mir doch ausführlich.“

„Nun wißt, da zieht ein Jude durch den Kurkreis und seit drei oder vier Tagen auch durch die Orte der Brandshaide. Er führt eine ganze Wagenburg hinter sich und er und seine Helfer breiten vor den Leuten ihren vielfältigen Kram aus. Alles hat er bei sich, ungenähte Zeuge, fertige Kleidungen allerlei Art, Messerwaaren und dgl., wo sie hinkommen ist vollständiger Jahrmarkt, denn sie locken Jeden an, weil sie so billig verkaufen, daß man zweifeln muß, ob es mit rechten Dingen zugeht. Wenn sie aber merken, daß die Bauern recht alte Spezies, Freiberger Augustthaler, alte braunschweiger Wildemannsspezies im Säckel haben, da sind sie des Teufels im Handeln; sie schlagen mit der Waare unter die Hälfte los und wenn das nicht hilft, da handeln sie um die alten Münzen wie um junge Pferde und zahlen doppelt so viel neue — und diese neuen sind ganz richtige, ächte, aus des Kurfürsten Münzstätte. Wir hielten die neuen Wittenberger dagegen. Sie forschen herum nach Kupfer und zahlen fürs Pfund dreimal so viel als sonsten der Preis in der Schmiede und dabei ist ihnen kein rußiger Kessel zu schlecht. — Ihr könnt Euch denken, wie da das Volk zuläuft. Ich witterte Betrug und wollte den ganzen Kram mit Beschlag belegen, da langte dieser Jude seine Papiere und Geleitscheine vor, sind mit kurfürstlicher Gnaden eigner Unterschrift versehen und der Handel mit Waaren, Silber und Kupfer ausdrücklich beglaubigt.“

„Ihr mußtet ihm doch das Handwerk legen“, rief der Junker, „wer weiß, ob seine Privilegia ächt sind.“

Pentzingk schüttelte mit dem Kopf. „Der Jude ist mir zu mächtig, er hat Fürsprache bis oben hinauf und mit den Papieren wirds schon seine Richtigkeit haben.“

„Und wenn das an dem ist“, entgegnete Wolff Dietrich, „so ist ihm damit doch noch nicht gestattet, ohne vorherige Anfrage und Erlaubniß des Grundherrn mit

dessen Eigenen und in dessen Territorio zu schachern — mein' ich!"

„Er ist aber schon gestern nach Reppinichen gegangen und wahrscheinlich heut bereits im Erzbisthum, also aus unserm Land hinaus."

„Thut nichts, einen Betrüger muß man verfolgen; man kann ihm nachsetzen, zudem steht jetzo das Erzbisthum unter kursächsischer Verwaltung."

„Ich dächte, Junker, Ihr ließt die Sache ruhn, es könnte verdrießliche Händel mit Magdeburg geben oder gar mit kursächsischem Regiment. Beauftragt dafür lieber den Gerichtshalter, daß er eine strenge Kleiderordnung verfaßt und aufsetzt, worin den Bauern die hoffärtigen Kleider verboten werden. Das kann den Schaden für künftighin wieder gut machen."

„Nein, Pentzingk, es ist nöthig, daß wir den Juden in unsere Gewalt bekommen, denn wenns an dem ist, wie Ihr erzählt . . .

„Es ist so, gnädiger Herr!" nickte Jener.

„So kann das nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Er muß meine Leute geschädigt haben, da er solches sicherlich nicht sich selber angethan. Das muß untersucht und bestraft werden. Reitet nach Mahlsdorf, Pentzingk, ich sende Euch meinen Vogt mit den reisigen Knechten nach; rüstet Euch unterdessen, nehmt auch Eure Leute mit."

„In wessen Auftrage?" fragte Pentzingk.

„Seid Ihr nicht immer noch der bestallte und verpflichtete Amtshauptmann, wie zur Zeit Benno's?" fragte Wolff Dietrich, „Geht und fahet mir den Juden und bringt ihn mir hierher mit allen seinen Sachen und Gehilfen vor den Gerichtshalter."

„Wenn Ihrs denn einmal wollt," entgegnete Jener, „so muß ich allerdings thun, was meines Amtes ist." Der Gedanke des Amtes war ihm angenehm, obwohl er in der That nichts mehr zu sagen hatte und er ging hinaus zu seinem Gaul, der vorn im Schloßhofe seiner

wartete. Gedankenvoll nur schaute er zu den Fenstern des andern Schloßflügels hinauf, indem er murmelte: „dem Juden geschieht schon Recht, aber — was wird die Jungfer dazu sagen?“ Und trottend ritt er nach Mahlsdorf zu.

Jakobe ging unterdeß ebenfalls heut dorthin des Briefes wegen und blieb fast den ganzen Tag über da. Sie hatte dies Lebenszeichen Rudolphs wohl zehnmal durchstudirt, und aus all den rückwärts und seitwärts liegenden Gedanken war es ihr bald zur Gewißheit geworden, daß mehrere Briefe Rudolphs an sie entweder verloren gegangen oder unterschlagen sein mußten.

Ueber die Motive der Reise nach Schweden enthielt der Brief weiter nichts, da er hier nur kurz darauf hingewiesen, daß er die nähere Veranlassung schon seiner Braut geschrieben und daß er versichert sei, diese werde sich in Geduld in das Unabänderliche fügen.

Als sie des Nachmittags zurück nach Wiesenburg anlangte, fand sie das ganze Dorf in Aufregung; mehrere Frachtwagen hielten vorm Thor, in dem Thor, und als sie selbst in den Schloßhof trat, da — wollte sie fast in Ohnmacht sinken: denn ihr Pflegevater, in seiner dunklen Bürgerkleidung, in dem mit Pelz verbrämten Mantel und das Barrett auf dem Haupt, stand, ein Papier in der Hand, düster und ernst, vor dem Junker Wolff Dietrich; dieser fuhr mit drohenden Geberden und heftigen Worten auf ihn ein, er aber antwortete gemessen und ruhig.

Ein durchdringender Schrei der Ueberraschung entfuhr ihren Lippen, der das Auge der beiden Streitenden unwillkürlich auf sie lenkte. Da streckte der Jude schon die Hände aus und Jakobe kam mit geflügelten Schritten ihm entgegen.

„Was ist das?“ rief Wolff Dietrich, als er die Ausrufe „Vater! Tochter!“ von dem Munde der Beiden vernahm; und er wandte sich zu dem neben ihm stehen-

den Pentzingk. „Wie kommt in aller Welt mein Bruder in diese herrliche Sippe?“

Pentzingk machte ein vielsagendes Gesicht, winkte mit beiden Händen von oben nieder und entgegnete: „Hab's längst gewußt, Ew. Gnaden.“

In demselben Moment wandte sich Jakobe zu Wolff Dietrich: „Dies ist der Mann, den ich seit meiner Kindheit Vater genannt. Eures Bruders Rudolph willen, bitte ich Euch, laßt ihn ungehindert seines Weges ziehen!“

„Bitte nicht, Mädchen,“ fiel der Jude ein. „Ich fordere von Ew. Gnaden, mich ziehen zu lassen. Ich will es Euch vergeben, daß Ihr mich wie einen Schächer gefangen nehmen ließet.“

„Halt,“ lachte der Junker voll Hohn. „Ihr seid sehr kühn; Ihr werdet mit mir in jene Gerichtsstube treten. Der Gerichtshalter wird erscheinen, um Eure Schriften zu prüfen, und sonst thun, was seines Amtes ist.“

„Ich werde Niemand Rede stehen.“

„Dann werde ich Euch gefangen setzen, bis Ihr redet,“ entgegnete Wolff Dietrich, und wies auf seine Reisigen, die ringsum noch in ihren Waffen standen und der Gruppe zuschauten.

„Folgt ihm, Vater!“ bat Jakobe mit bittendem Blick, denn sie kannte den gewaltthätigen Charakter des Junkers.

Der Jude sah sich um, er that einige Schritte vor. „Nun, wo ist der Beamte? Ich will ihn informiren damit die Sache ein Ende nimmt.“

Da kam der Gerichtshalter Roderich, den man endlich gefunden, eilig zum Schloßhof herein und mit ihm begab sich Wolff Dietrich und der Jude mit Jakoben am Arm in das Gerichtszimmer.

Nachdem der Aktenmann sich ein wenig orientirt, was da geschehen und geschehen sollte, wandte er sich zum Juden.

„Ihr wißt doch, daß in diesem Kurfürstenthum Nie-

mandem Eures Geschlechts gestattet ist, durch Handel und Hausiren das Geld der Unterthanen aus dem Lande zu führen."

„Geld aus dem Land!" lächelte der Jude geringschätzig, „was thut's, wenn Waare dafür hinein kommt? Als ob Waare kein Geld wäre!"

„Antwort!" herrschte der Beamte, „kennt Ihr das Gesetz?"

„Ich weiß, wie unduldsam das Land Sachsen von Alters gegen uns gewesen ist, allein ich verhoffe, daß in demselben Land noch der Wille des Kurfürsten respektirt wird." Und mit diesen Worten reichte er dem Gerichtshalter den Freibrief der Kurfürstlichen Kammer hin.

Der Gerichtshalter prüfte das Instrument, und er erkannte an der Handschrift desselben die Dresdener Canzlei, so wie an der Unterschrift des Kurfürsten Johann Georg selbst, daß hier alles untrüglich war. Der Jude legte ferner einen gleichen Freibrief von Frankfurt mit Kaiserlicher Bestätigung vor, wonach ihm auf sein Verlangen sogar Geleit von allen Fürsten, Herren und Städten im Reich gestellt werden mußte.

„Das ist alles gut," begann der Gerichtshalter, „allein Ihr handelt auf sonderbare Art und Weise, wie ich vernommen, mit Silber und Kupfer, daß es nicht mit rechten Dingen zugehen kann. Gegen solche Handlungen schützen Euch keine Privilegia."

Der Jude zeigte auf jene Wortreihe in seinem Papier, die ihm ausdrücklich den Handel mit Silber und Kupfer verwilligte.

„Ja, ja, Ihr handelt damit: aber Ihr müßt hexen können, oder Ihr müßt fälschen, wenn Ihr für den alten Lüneburger Gulden zwei oder gar drei neue Sächsische gebt;" rief Wolff Dietrich dazwischen.

Der Jude zog seine Geldtasche auf und warf einige Dutzend spiegelblanker neuer Gulden auf den Tisch: „Da seht her, ist des Kurfürsten echtes Bildniß und

hier das Zeichen des Prägstocks von der Münzstätte zu Dresden.“

Der Beamte, Wolff Dietrich und Pentzingk prüften die Münzen von allen Seiten, sie verglichen sie mit den letzten Jahrgängen und die Gulden glichen wie ein Ei dem anderen.

„Trotzdem können die Münzen falsch sein,“ kalkulirte Wolff Dietrich, während der Jude dem Gerichtshalter eine Bescheinigung von dem Kurfürstlichen Münzwardein vorlegte, nach der der Jude Veit Ephraim 200,000 neugeprägte vollwichtige Gulden aus den Kurfürstlichen Münzstätten Dresden und Wittenberg entnommen habe.

Der Gerichtsbeamte zeigte betroffen dem Junker dies neue Beweismittel.

„Wie aber ist's dann möglich“, rief dieser verwundert, „daß er zwei von diesen für einen alten Meißnischen geben kann?“

„Ja,“ sagte der Jude, „wenn ich Euch Einen gegen Einen mit einem Aufgeld von zwei oder drei Groschen getauscht hätt', da wär Euch das begreiflich . . .“

„Darum müßt Ihr betrüglich handeln, man kann es legen, wie man's will.“

„Weil Ihrs nicht versteht, darum ists Euch Betrug,“ rief der Jude heftig, „wenn ich betrüglich handelte, das wär Euch ehrlich. Was ists? — hab eingekauft billig, drum schlag ich los billig, — wies im guten Handel sein muß. Habt Ihr wie ich, der Veit Ephraim, fünf Tausend Mark herrlich fein Silber an die Münze gebracht, hättet Ihr verstanden zu rechnen, so geht und erhandelt dafür 200,000 Gulden. Verdiene nur 20,000, wenn sie vertrieben, macht zehn vom Hundert, wie's einem ehrlichen Kaufmann geziemt. Ihr freilich, — ja, Ihr hättet Hundert vom Hundert genommen.“

Wolff Dietrich horchte auf, das Einsehen in die Sache konnte ihm nicht kommen, denn sie war damals so neu im Land, wie heut zu Tage der Zwangscours der Noten, wenn er in einem Staate beginnt; dennoch imponirte

ihm die Sicherheit des Juden. „Wenn Du so redlich bist, Jude, so gieb mir, ich habe Eilfhundert Gulden in Kasse, 4400 dafür. Kannst Du das?" — fragte er.

„4400!" rechnete der Jude. „Nein, das kann ich nicht, aber 3900 kann ich geben."

„3900!" sann Wolff Dietrich, „das ist mir schon genug! Willst Du?"

„Sogleich!" antwortete Jener, gab die Schlüssel zum Fenster hinaus und seine Befehle an Einen seiner Gehilfen und bald lag die Summe auf dem Tisch in eben solchen untrüglichen Gulden. Wolff Dietrich holte seine 1100 Gulden und der Umtausch geschah, indem der Jude schnell sämmtliche Guldenreihen Wolff Dietrichs befühlend durch seine Hand gehen ließ.

Der Gerichtshalter sah zu, Pentzingk desgleichen, ihnen war ganz wunderlich zu Muth. Dann neigte der Beamte seinen Mund zu des Juden Ohr und fragte, indem er auf die neuen Gulden zeigte: „Aber die kurfürstlichen Kassen, werden die sie für voll nehmen?"

Der Jude nickte und erwiderte: „Ich bürge mit meinem Kopf." — Flugs lief selbst der Beamte und ließ sein Protokoll im Stich, denn er hatte Geldgeschäfte im Sinne.

„Nun aber," begann der Jude, „laßt mich weiter reisen, denn es ist genug des Versäumnisses." Und er wandte sich zur Thür.

„Mit Nichten!" rief Wolff Dietrich. „Ich künde Euch hiermit, daß Eure Wagen und Alles was Ihr bei Euch führt, mit Beschlag belegt ist. Ihr selbst wandert in den Thurm . . ."

„Gewaltthätiges Geschlecht!" rief der Jude zurückfahrend.

„Elender Krämer," entgegnete Wolff Dietrich, „kannst Du glauben, daß ich mich so leicht betrügen lassen werde wie mein Volk?"

„Ihr dürft das nicht, ich beschwere mich und die

Verantwortung kommt auf Euer Haupt!“ Drohte der Jude.

„Die werd ich tragen gegenüber einem Falschmünzer, denn das seid Ihr, Ihr mögts angestellt haben, wie Ihr wollt.“

„Das lügt Ihr, Herr!“ rief der Jude, sein Auge blitzte und unwillkürlich faßte er nach seinem Dolch im Gürtel.

„Still! alter Freund!“ höhnte der Junker, „mit einem Juden schlage ich mich nicht, dazu habe ich meine Leute, die Euch in Ketten schlagen werden, wenn Ihr nicht gutwillig folgt.“

Der Jude sah ihn groß an. „Gut,“ sagte er und trat zum Tisch, nahm die Feder und schrieb einige Zeilen. „Jakobe, sende einen Boten mit diesen Zeilen an den Amtshauptmann Koseritz!“

„Das braucht Ihr nicht,“ erwiderte Wolff Dietrich und riß dem Mädchen den Zettel aus den Händen. „Ich werde selber dem Amtshauptmann die nöthige Anzeige machen, damit Ihr, wie Ihrs verdient, zu Galgen und Rad kommt.“

„Junker,“ bat Jakobe, „was sprecht Ihr? Mein Vater trägt seine grauen Haare in Ehren . . .“

„Ja, ich wette, daß dieser Judenknecht schon soviel falsche Gulden ausgegeben, als er Haare auf dem Kopfe hat!“

„Junker, Ihr beleidigt mich, indem Ihr meinen Vater beschimpft.“

„Ha, ich glaube, die Dirne spricht noch von Ehre,“ spottete Wolff Dietrich; „ich glaube wirklich, daß Du ein Kind von jenem alten Graukopf bist, den man hängen wird. Nun warte nur, Dich wird man mit Staupen außer Landes jagen, wie es einem so feinen Geschlechte würdig ist.“

„Ich werde Rechenschaft über Euch fordern von Eurem Bruder!“ zürnte das Mädchen mit finsterem Gesicht.

„Elend Frauenzimmer! — Nachdem ich nun sehe, weß Geistes Kind Du bist, da bilde Dir nicht mehr ein, daß ein Junker Dir Versprechungen halten kann, wenn er Dir überhaupt welche gegeben, weil Du ihm vielleicht einmal zur Freude eines Augenblicks verholfen! . . .“

Jakobe wandte sich in namenloser Aufregung, die Rede des Junkers war so boshaft und so schamlos, daß nur ihre eigene Würde und Hoheit sie nicht vor dieser Schmähung zusammenbrechen ließ.

„Komm, mein Vater,“ sagte sie, „ich gehe mit Dir ins Gefängniß!“

„Ja, nur fort, fort, alle Beide in den Thurm,“ kommandirte Wolff Dietrich. „Ich werde Euch beiden den Prozeß machen lassen.“

Und der Jude finster blickend, an der Hand seiner bildschönen Tochter wanderte über den Hof, begleitet von den Schergen in den Burgthurm, in dem sich bald der Riegel hinter dem festen Kerker schloß.

Sechstes Kapitel.

Patrimonialgerichtsbarkeit.

Veit Ephraim hatte zunächst Zeit, seinem Grimm freien Lauf zu lassen, wobei es an reichlichen Vorwürfen nicht fehlte, daß Jakobe mit ihrer närrischen Liebe zu einem Junker dieses Calibers die Veranlassung zur Reise in dies heillose Land gewesen. — Sein Geschlecht und diese Adelsrace, das ist ja überhaupt ein Stück Geschichte der Sonderinteressen des Mittelalters, wie es kein zweites giebt. Der Adel hat ewig und zwingend nothwendig des Juden bedurft und dieser hat sich immer wieder schließlich von ihm mißhandeln lassen. — Bedenklich war es immer für die beiden Gefangenen, hier in der Gewalt eines Adligen zu sitzen; denn das Recht hatte in jener Zeit noch wohl an tausend Hinterthüren mehr als heut zu Tage und ohne Freunde und ohne Vorsprache gab es damals kaum solches.

„Beruhigt Euch, Vater," begann endlich Jakobe, „sagt mir nur, was soll nun werden?"

„Ha, denkst Du, daß mich dieser Junker schon fest hat? Hilf mir einen Boten erkaufen, Du bist bekannter als ich hier. Ich habe Geld noch genug bei mir; ist dieser erst an seine richtige Stelle gelangt, so sind wir frei und der Junker soll seine Gewaltthat büßen."

„Hättet Ihr nur diesen Geldhandel gelassen .... ich weiß nicht, mir kommt er immer wieder nicht recht geheuer vor."

„Sei nicht thöricht, Mädchen, sei nicht blind, wie das dumme Volk und wie dieser Junker. Trau Deinen eignen Sinnen nicht, wo Du nichts verstehst. Nochmals sage ich Dir vor dem Gott meiner Väter: Diese Hand ist rein, wie die Hand des Jeremias, da er sie vor Zedekia erhob."

„Nun so erkläre mir doch, was ich nicht verstehe," bat das Mädchen, „nimm meinen Argwohn von mir!"

„Dann höre, denn wir haben hier Zeit dazu: Die deutschen Fürsten brauchen Geld, denn sie führen alle Tage Krieg oder stehen doch bis an die Zähne gewaffnet. Nun sollten eigentlich ihre Raubritter, so Einer wie dieser hier, den Krieg führen; so war's in alter Zeit. Doch diese ist vorbei; sie sollen das Geld dazu hergeben, allein sie haben selber nichts und wo sie es noch haben, da sind sie viel zu zäh und ihre Weigerung ist ein gerngesungenes Lied. Die alte Pflicht der Ritter nun mit dem Lehenspferd, das ist so wie so schon in unserer Zeit ein Nichts, denn sieh, die Ritter in Kursachsen bringen nur beim doppelten Aufgebot im Ganzen 1500 Mann auf die Beine und für diese hätten sie zu zahlen; der Kurfürst aber hat jetzo 26,000 Mann, also sechzehnmal so viel unter seinen Fähnlein stehen. So gehts schon seit fünf Jahren; er hat Krieg geführt, Gott sei's geklagt, gegen sich selbst, nämlich für den Kaiser, und fordert dafür sieben Millionen Kriegsentschädigung. Er wird keinen Pfenning besehen, denn der Kaiser hat selber noch viel weniger. Nun kosten die 26,000 Kriegsknechte mindestens jährlich drittehalb Millionen Thaler, denn sie verdienen ja nichts und wollen doch leben. Und der Herr Kurfürst hat doch nur rund Eine Million Einnahme, wovon sein Hof allein schon die Hälfte verbraucht. Es ist aber beim Brandenburger, beim Baier, beim Braunschweiger und selbst beim Kaiser nicht besser, und weil sie sich nun nicht mehr zu helfen wissen, so sind sie fast alle auf den Ausweg der Noth verfallen, die Münzen zu vermehren; denn sie calculiren: wenn

man da z. B. 200,000 Gulden von der umlaufenden Münze einzieht, sie in den Schmelztiegel wirft und 400,000 oder 800,000 Gulden daraus schlägt, so ist das ja zum Austausch in Handel und Wandel gleich, denn Gulden ist Gulden, wenn nur das fürstliche Wappen und ihr Bildniß darauf zu sehen ist. Sie meinen im Gegentheil, das Volk sei ja dann weit besser daran, denn es werde schließlich nur reicher damit. Glaub' mir, es geht oft wunderlich zu in der Welt," lachte Veit Ephraim in seiner Betrachtung, „da hat man seit 100 Jahren an allen Fürstenhöfen versucht, aus Erden und Steinen Gold und Silber zu machen: nun haben sie endlich den Weg gefunden, das Silber zu mehren und sind rüstig ans Werk gegangen. Haha!"

„Ihr lacht, aber was thut Ihr dabei?" fragte Jakobe besorgt.

„Ist Dir das noch nicht klar? Ich kaufe im Land gut fein Silber und liefere solches an die Münzstätten; sie bezahlen mich dafür mit ihrem legirten, allein ich lasse mich nicht betrügen. Ich setze ihnen ihre Prozente und nehme die meinigen, denn meine Arbeit muß doch bezahlt werden. Was endlich daraus werden wird, ist nicht meine Sache, sondern die der Fürsten. Denn was bin ich anders, als ihr Unterhändler?"

„Ich verstehe, aber die Fürsten handeln gewissenlos . . . ."

„Das ist nicht das schlimmste, was sie gethan haben — ihre Kriege, ihre Schlachten, wer will diese vertheidigen? — So führt der Hauptmann sein Fähnlein in die Schlacht, weil's ihm sein Oberst befiehlt, würde er sich des weigern, nun so sind zehn andere da, die seine Stelle einnehmen und mit Freuden an seiner Statt in den Feind einbrechen. Merke, wenn man sich seiner Zeit nicht entziehen kann, muß man mitthun, was sie befiehlt. Und so verdamme mich nicht, denn was ich thue, thut Niemand so redlich, als ich, und weil all dies alte Silber doch nun im Land aufgespürt und zu-

sammengebracht werden muß, da bin ich nur Einer von den Tausenden, die gern und mit Jubel das kleine Theil mitthäten, wenn ich mich davon zurückziehen wollte. — O Kind," seufzte der Greis, „wir haben es mit einer bösen Welt zu thun, wollte Gott, ich wäre gar nicht geboren, denn: leben und mit dem Verständniß begabt sein, ja, voll der göttlichen Klarheit in seinem Geist zu erblicken, wie einträchtig, frei und herrlich diese Menschenwelt ihre Hütten bei einander bauen könnte, wenn da nicht immer und immer die Blindheit des Eigenwillens wie ein bösartiges Kind zerstörend in die gemeinsame Arbeit der Andern eingriffe: das ist schlimmer als der Tod . . . . Das ist die ewige Knechtschaft des Geistes, das ist das ewige Elend ohne Hoffnung auf Erlösung, das ist das weggerissene und zerrissene Gewebe der Täuschung, das sonst dem Menschenwurm zu linderndem Troste noch vorschwebt . . . . .

Der Jude schritt die fünf Schritte der Zelle auf und ab, er sprach zu sich selbst, dann wandte er sich zu Jakoben.

„Jakobe, auch Du bist ein Kind der Täuschung, so nenne ich die Anhänglichkeit Deines Herzens an diesen Junker. Du siehst, wie Du dieser Anhänglichkeit willen in die Gewalt dieses anderen Junkers gerathen bist. Du siehst Dich in Folge derselben in diesem Thurm als Gefangene, während Du Dich als Edeldame in jenen Räumen wandelnd wähntest: ha! . . ."

„O Vater, spottet mein nicht, Ihr wißt, Junker Rudolph ist noch verreist."

„Auf Nimmerwiedersehn, wie mir's scheint!"

„Nein, der Landgraf hat ihn nach Schweden gesandt, in nothwendiger Angelegenheit."

„Hat er Dir's geschrieben?"

„Nein, ich wenigstens bekam bis jetzt keinen Brief von ihm, aber ich sah einen solchen von seiner Hand, es war bei seinen Verwandten."

„So . . ." dehnte Ephraim, „stellt er schon Verwandte

über seine Braut? .... Kind, trau diesem Geschlechte nicht. Jener Junker, der Dich in Straßburg liebte, hat mir zwar selber wohlgefallen. Allein Art schlägt nicht aus der Art und Blut läßt nicht von seinem Blut ...... Es geht ein selbstsüchtiger gewaltthätiger Zug durch alle diese Adelsgeschlechter, und dieser Zug ringt sich empor mit jeder neuen Erscheinung seines Lebens, er ist's immer zuerst, der geboren wird, ihn besiegt nicht die Weisheit und ihn bändigt nicht die Noth und das Elend, — ja, wenn sich nichts von den Tugenden vererbt, dieser Zug erbt gewißlich fort. Auch jener Rudolph wird davon nicht frei sein, zumal ich an diesem Exempel gesehen habe, wie prächtig dies verhängnißvolle Erbtheil seinem Bruder auf die Stirn geschrieben ist ..."

„Beleidige ihn nicht, denn er kann sich nicht vertheidigen," bat Jakobe.

„Das liegt mir fern, aber ich verlange von Dir, daß Dein Herz diese Neigung nicht mehr als Schooßkind hätschelt; ich verlange von Dir, daß Du mit mir von hier gehst, wenn es Zeit sein wird."

„Ach, wenn er aber kommt und mich nicht findet?"

„Thörin, so laß ihn Dich ferner suchen, das wird die beste Gewähr seiner Liebe sein. Ich lasse Dich nicht hier," rief er energisch und bestimmt, „denn ich bestehe auf meinem Eigenthum an Dir. Ich werde Dich nimmermehr in dem Bereiche dieses Wolffen lassen, denn das ist die eigene Natur dieser Menschen: wenn der Stachel des Unrechts ihr eigen Gewissen trifft, so finden sie nie den richtigen Weg der Reue und Sühne, sondern sie wenden den Stachel von sich auf den Gegenstand zurück, von dem er ausging, und ihr Haß hat keine Ruhe, bis jener aus dem Bereiche ihres Auges geschafft, — vernichtet und vergessen ist. Darum sage ich Dir: Du bist und bleibst hier in Gefahr, ich nehme Dich mit."

„Ich bin rathlos," rief das Mädchen; „ich wünschte,

Rudolph käme — und wenn er mich nicht mehr liebte, nun dann wäre ich wenigstens der quälenden Zweifel los ....“ und sie wandte sich mit Thränen in den Augen zum Fenster, um ihre Bewegung zu verbergen.

Da kreischte der Schlüssel im Schloß, die verrostete Thür knarrte in den Angeln. Jakobe sah zum Verwundern die Wirthschafterin Rose eintreten. Scheu und ängstlich sah sie hinter sich, zog die Thür dicht heran, öffnete den Deckel des Tragkorbes, den sie am Arm trug, und setzte Butter, Brot und Geflügel zum Mahl auf den Holztisch hin.

„Kommt das vom Wolff?“ sagte der Jude, „so esse ich nicht. Geh, Dirne, und kaufe mir für diesen Groschen das trockne Brot eines Holzschlägers, das will ich essen, denn diesem Wolff traue ich nicht ...“

Die Ausgeberin sah ihn groß an, dann wandte sie sich zu Jakobe: „Jungfer, Ihr wißt, das kommt nicht vom Junker, sondern von mir und von meinem Willen, nehmt's an und pflegt Euch, denn ich bedauere Euch herzlich.“

„Wenn Du Mitleid mit uns hast, Jungfer,“ sagte der Jude, „so erfüll mir eine Bitte und besorg mir einen sichern Boten nach Wittenberg, ich will ihn und Dich reichlich lohnen. Sieh, hier ist Gold!“ — und er wies ihr davon in seiner aufgehobenen hohlen Hand.

„Nichts von dem,“ erwiderte das Mädchen, „ich will Euch dienen, wenn Ihr mir dient,“ und sie tauchte dabei eine Federspule in ein Oelfläschchen, das sie mitgebracht hatte, und schmierte das kreischende Schloß und dann die Angeln der Thür, bis Schlüssel und Angeln weich und leise gingen.

„Dir dienen, Rose?“ fragte Jakobe verwundert.

„Denkt Ihr, daß Ihr allein so von dem Junker gemißhandelt werdet? Ha, ich könnte Euch mehr erzählen, was er mir Alles seit gestern angethan, das war Schimpf. Ich liebe ihn nicht mehr, ich hasse ihn, darum habe ich

mich gerächt, nun aber wird es Zeit, seiner Rache aus dem Wege zu gehen. Hört mir zu: ich will Euch befreien, aber Ihr müßt mich mit Euch nehmen.“

„Hm,“ sagte der Jude, „wenn ich selbst nach Wittenberg könnte, so wäre das um so besser... und Du willst mit uns fliehen?“

„Ja, ich will zur Kurfürstin Hedwig auf der Lichtenburg —“ und sie wandte sich zu Jakobe: „Die Kurfürstin war es, Jungfer Jakobe, daß Ihr's wißt, die Ihr gestern hier gesehen habt...“

„Aber wenn Du Verrath übtest — he!...“ drohte der Jude.

Jakobe aber combinirte bei Anhörung des Namens der Kurfürstin-Wittwe unwillkürlich so manche Dinge und ihre untrügliche Ahnung sagte ihr, was zwischen Wolff Dietrich und der Mamsell da Alles vorgefallen sein mußte. „Laßt das, Vater,“ sagte sie zu Ersterem, „ich bürge dafür, sie meint es ehrlich und Ihr könnt ihr folgen.“

„Wann?“

„Noch diese Nacht.“

„Wie willst Du es bewerkstelligen?“ fragte verwundert der Jude.

„Ich kann's, denn ich bin die Tochter des Schließers.“

„Gut, gut,“ sagte der Jude überrascht. — „Nur sei hübsch vorsichtig und überlegt, meiner Dankbarkeit bist Du sicher.“

Jakobe aber gab noch der Rose eilig all ihre Schlüssel, die sie bei sich hatte, und trug ihr auf, was sie von ihren Sachen zu verschließen habe, und was sie an Kleinigkeiten noch mitnehmen wollte; wonach sich Rose eilig entfernte.

Unterdessen wurden unten die Sachen des Juden in den Burgräumen verschlossen und das Amtshandelsbuch nahm die Protokolle über den heutigen Hergang in seinen wichtigen Folien auf. Zugleich wurde das Schreiben an das Hofgericht zu Wittenberg abgefertigt, das den

Hergang vermeldete, den Verdacht des gefährlichen Thatbestandes nachwies, sonst aber nur gleichsam zur Nachachtung dem Hofgerichte anzeigte, daß das Patrimonialgericht zu Wiesenburg selbstverständlich das Recht in Anspruch nehme, den Juden vor seinem Forum abzuurteln.

Mit diesem Schreiben ward einer der reisigen Knechte nach Wittenberg geschickt, die Gehülfen und Fuhrleute des Juden wurden schließlich noch verhört; und da man an dem Einen Hauptmissethäter genug hatte, so wurden sie ihres verbrecherischen Treibens wegen energisch verwarnt und ihnen aufgegeben, im Laufe des Tages das Wiesenburger Territorium zu verlassen, mit der Drohung, sie wie Hunde niederzuschießen, wo sie sich im Walde oder Felde oder Dorfe blicken ließen. Was der Junker aber über den Handel mit dem Juden dachte, lassen wir unberührt, der Gang der Justiz schlug damals nur allzuoft die Bahnen ein, die dem subjectiven Belieben des Territorialherrn eben genehm waren, und der Prozeß gegen einen fetten Uebertreter war eine weit vortheilhaftere Sache, als gegen einen armen Wilddieb.

Indessen verging der Tag den beiden Gefangenen langsam und schleichend genug, die Erwartung der Erlösung und der Versuch des Wagnisses machte selbst den Juden unruhig. Träge kam die Nacht, und endlich wie ein leises Mäusegeraschel kreischte der Schlüssel in dem geschmierten Schloß. Rose trat ein, sie überlieferte Jakoben den bestellten Ueberwurf für die Nacht und ihre Geldbörse, dann winkte sie und Beide folgten schweigend dem Mädchen. Sie verschloß jeden Verschluß hinter den Gefangenen, bis zum Eingang des Thurmes. Dann schlich sie in die Wohnung ihres Vaters und legte leise wieder die Schlüssel zum Kopfende des schlafenden Wächters. Jetzt standen sie vor dem Burgthore, es war verschlossen und der Thorwart hatte den Schlüssel.

„Wie da hinaus?" dachte Veit Ephraim; denn der Hof war ringsum verbaut gleich einer Festung. Allein Rose zog ihre Schuhe aus, die Beiden thaten desgleichen.

Ein großer Wolfshund kam an die Flüchtigen, roch, erkannte Rosen, seine Gönnerin und er bellte nicht, sondern wedelte mit dem Schwanze. Rose führte die Beiden quer über den Hof ins Hauptportal des Schlosses; sie gingen auf dem Corridor dicht neben Wolff Dietrichs Wohnzimmer durch lange Gänge, bis sie aus einer kleinen Thür traten, und jenseits im Park auf freier Erde standen.

„Die Sache ist zu rasch und schlecht angefangen," sagte Veit Ephraim, „sollen wir uns nun in diese Wälder begeben, um uns am nächsten Tage wie die Rehe und Hirsche fangen und jagen zu lassen? Wenn wir nicht Pferde und Gespann bekommen, sind wir verloren."

„Hier im Dorfe ist das nicht möglich," sagte Rose, „ich will Euch bis zur nächsten Grenze der Herrschaft führen, bis Mützdorf. Es ist in einer starken Stunde zu erreichen. Das Dorf ist zugleich der erste Ort an der Straße nach Wittenberg, und gehört nicht mehr zur Herrschaft."

„Dann geschwind vorwärts, wir müssen dort Fuhrwerk dingen," mahnte Ephraim.

Die Sommernacht war lau und hell, die Sterne äugten matt in die Wälder herein, im Walde wogte es wie von weißen Nebeln und die feuchten Zweige streiften oft das Gesicht der Wanderer. Allein die Tochter dieses Waldes, Rose, kannte auf das Genaueste Steg und Weg und so kamen sie bald nach dem ersten Dorfe.

Hier ließ sich die Sache weit schwieriger an, als sie dachten. Der aus dem Schlafe geweckte Krüger wollte nicht fahren, seine beiden Nachbarn erst recht nicht. — Drei Reisende Nachts auf offenbarer Flucht in dringender Eile — durch die Begleitung der Wirthschafterin selbst erkannt als von Wiesenburg geflohen: in dieser Betrachtung hätten die Bauern die Fliehenden eher aufgegriffen und der mächtigen Herrschaft wieder zugeführt, als dieselben mit ihrer Hülfeleistung

weiter befördert. Es blieb nichts übrig, als den Bauern die Pferde für schweres Geld abzukaufen. Der Preis lockte, sie hatten auch dann die Ausrede für sich, die Thiere seien ihnen diese Nacht gestohlen worden. Glücklicher Weise war man damals bei den schlechten Wegen des Reitens weit gewohnter, als heut, der viel gewanderte Jude war sogar ein vorzüglicher Reiter, und so die Pferde der Frauen an das seinige koppelnd, traten sie mit dem ersten Hahnenschrei die Reise an.

Trotz aller angewandten Eile aber geschah es, daß, als die drei Flüchtlinge zum Schloßthor in Wittenberg einritten, sie hinter sich die Reisigen Wolff Dietrichs erscheinen sahen, mit dem Gerichtshalter an der Spitze. Das Weichbild der Stadt schützte sie vor jedem Angriff, und so ritten beide Parteien friedlich neben einander in die Stadt hinein, bis der Jude vor dem Hause des Hofgerichtspräsidenten Daniel v. Koseritz stille hielt.

Dieser Beamte saß eben, in der Hand jenes Schreiben, das gestern Abend spät angelangt war und studirte in den Akten des Hauses Wiesenburg, betreffs des angeblichen Falschmünzers Veit Ephraim. Er kannte den Juden und seinen Freibrief und schüttelte gewaltig mit dem Kopfe, hatte den Schreiber gerufen, um ihm zu dictiren, daß das Patrimonialgericht unverzüglich die Hand von dem Inculpaten zu lassen und ihn ungefährdet mit seinen Effekten nach hier zu versenden habe . . . als Veit Ephraim selber und der Gerichtshalter hinter ihm eintrat.

„Ei, ei Herr Roderich," rief diesem der Hofrichter entgegen, „seid Ihr selbst über Nacht so gescheidt geworden, und habt diesen da losgelassen? Ich wollte eben verfügen darüber."

„Und was, Ew. Gnaden?"

„Ihn frei zu geben und unverweilt und ungefährdet hierher zu bringen; „denn" — und er zeigte auf das Papier, das soeben der Jude aus seinem Mantel zog; „denn die Unterschrift des Kurfürsten ist doch keine Klei-

nigkeit. Kann ich dagegen verfügen, oder wollt Ihr es gar?"

„Herr, ich habe die Münzproben mitgebracht, der Junker behauptet, sie können unmöglich aus den Münzen Wittenberg oder Dresden stammen . . ."

„Schickt hin und laßt sie prüfen," rief der Jude.

„Meinetwegen," sagte der Hofrichter, „obgleich das gar nicht nöthig ist." Er beauftragte den Schreiber, mit dieser Probe zur Münze zu gehen.

Der Hofrichter aber zog den Gerichtshalter in's Nebenzimmer.

Beide konferirten und der Jude vernahm aus dem Wechsel der Rede so viel, daß er mehrmals vor sich hinlächelte.

Unterdeß kam der Bescheid: die Münzen seien ächt, und im kurfürstlichen Stock allhier geschlagen . . . Der Gerichtshalter stand wie verblüfft bei der Nachricht.

„Und . . . und," fragte er, „kurfürstliche Kassen nehmen sie für voll?"

„Herr Gerichtshalter," rief der Hofrichter vorwurfsvoll, „ich habe das nie zu bezweifeln gewagt, wo des Kurfürsten Bildniß mir präsentirt wurde . . ."

„Nun, dann bitte ich," erwiderte Roderich betreten, „die betreffende Ordre für meinen Herrn auszufertigen und mir den Juden noch einmal zu übergeben."

„Warum den Juden?"

„Er ist diese Nacht mit gewaltsamem Ausbruch aus unserm Gefängnisse entflohen."

„Hat er Eurem Gefängnisse Schaden gethan, so steht Euch der Regreß der Klage zu; weiter nichts."

„Ich bitte in der Ordre zu bemerken, Herr Hofgerichtspräsident," fügte der Jude hinzu, „daß man mir meine Güter, die dort in Beschlag genommen, frei und ungeschädigt herausantworten soll mit der vollen Pflicht der Entschädigung und Wiedererstattung für das, was fehlen sollte."

„Soll man sie Euch hierher senden, oder wollt Ihr sie holen?“ fragte der Hofrichter und fing an zu dictiren.

„Ich will sie holen, damit die Uebergabe Stück für Stück vor sich gehen kann.“

„Gut,“ sagte der Beamte und nickte, und Beide entfernten sich.

Unterdessen war doch Eine der drei Flüchtigen in großer Gefahr. Rose war eine Eigene der Herrschaft, sie durfte sich nicht ohne Erlaubniß entfernen und der Gerichtshalter hätte sie ohne Umstände gefesselt mit zurücknehmen können. Das Mädchen aber, instinctiv die Gefahr ahnend, hatte während der Unterredung droben über den Hof des Hauses hin sich unsichtbar gemacht. Die Reisigen suchten lange vergebens und fanden sie nicht, bis sie unverrichteter Sache wieder heimwärts zogen. Sie nahmen sich indeß Zeit, und ehe sie nach dem heftigen Ritte sich gestärkt und die Pferde gefüttert, war der Jude schon längst nach seinem Eigenthume wieder unterwegs.

Man kann sich denken, welche heftigen Scenen sich entwickelten, als der kleine Jude frank und frei allein vor Wolff Dietrich trat und die Uebergabe seiner Effekten forderte. Der Junker war nahe daran, ihn noch einmal in das Gefängniß spazieren zu lassen, wenn nicht schon das ganze Auftreten desselben ihm doch ein wenig unheimlich vorgekommen wäre. Noch war er im Unklaren über den ganzen Sachverhalt. Nur Eines hatte ihn bereits stutzig gemacht: er hatte heute früh seine Lehnpferdsgelder an die Amtskasse zu Belzig in den neuen vom Juden eingewechselten Gulden abführen lassen, und diese waren ohne Widerrede als voll und richtig angenommen worden. Das hatte er nicht erwartet. Als endlich der Gerichtshalter mit seinen Reisigen erschien und ihm klaren Wein einschenkte über das, was die Ansicht des Hofgerichts war: da that er das, was ihm am gerathensten schien, er nahm sein Jagdzeug

und ging in den Wald, seinem Gerichtshalter die ganze Uebergabe und Abwicklung allein überlassend.

Beim Vorfahren der Wagen fand sich einer der verschlossenen erbrochen; der Jude brach in Verwünschungen aus und beim Nachrevidiren fand sich, daß 10,000 Gulden gestohlen worden waren. Der Schrecken war groß und in der allgemeinen Bestürzung fügte sich selbst der Gerichtshalter den Drohungen des Juden und fertigte ihm über diesen Befund ein Protokoll aus, worauf endlich die Caravane des Juden sich in Bewegung setzte und ihren Weg auf Wittenberg zu nahm.

Siebentes Kapitel.

Das falsche Geld und der Kreistag zu Wittenberg.

Wolff Dietrich bemerkte bald nach und nach, wie reich der Jude seine Brandtsheide mit dem neuen Gelde besäet hatte, obwohl das ähnliche Geld auch von andern Seiten kommen mochte. Alle Pächte, alle Bezahlungen von Holz kamen in dieser Münze an seine Kasse; Handel und Wandel gingen ordentlich wieder lebhaft, wie in den Zeiten vor dem Kriege. Die Bauern in der Brandtsheide wurden fast übermüthig, seine strenge Kleiderordnung, die er gab, konnte den Luxus nicht niederhalten und selbst des Predigers Eifer von der Kanzel fruchtete nichts. Seine Unterthanen ließen kaum einen Sonntag vergehen, an dem nicht ein Faß Bier aufgelegt ward und Tanzmusik die Gemüther belebte, denn es war kein Wunder, wenn da, wie hier der Fall eintrat, die lang und mühsam ersparten alten Silbergulden auf diese Weise heckten, daß man für so einen zwei oder gar drei neue eintauschen konnte, und damit seinen Vermögensbestand mit einem Male auf's doppelte und dreifache erhöht fand. Auch die Holzspeculanten liefen ein und aus in der Haide und Einer überbot den Andern. Hie und da fing zwar einer der Gulden an, der rasch von Tasche zu Tasche gewandert war, einen mattröthlichen Schein zu bekommen; allein die inneren kleinen Kreise der Cirkulation von damals ahnten lange noch nichts von der gewissenlosen Falschmünzerei der Fürsten. Der Versuch war der erste, der in der Geschichte vorkam und

konnte seitdem nie wieder vorkommen. Wie lange aber der Irrthum braucht, um seine Runde durch alle Schichten des Volkes zu machen, das sehen wir heut zu Tage in denjenigen Staaten, die ebenso mit ihrem Papiergeld dasselbe Manöver ausüben, das damals am Silbergeld versucht wurde. Der in der Neuzeit so oft beliebte Zwangscours der unverzinslichen Staatsnoten ist eben nichts, als eine neue Auflage derselben kläglichen Geschichte. Man erkläre sich nur das Wesen der Note deutlich: sie ist eine Anweisung auf den allgemeinen Bankschatz des Silbers und des Goldes, das statt wie es nothwendig und natürlich unter dem Volke roulirend, der Bequemlichkeit halber gemeinsam in ein Depot gethan ist, woran jeder Einzelne für den Betrag der Note, die er in der Tasche trägt, seinen eigenthümlichen Antheil hat. Der Bankschatz ist somit die gemeinschaftliche Centrale und um ihn herum bewegen sich die Schatzanweisungen: das unverzinsliche Papiergeld als Wechsel auf Sicht, d. h. als zu jeder Stunde in Silber realisirbare Beträge. So werden sie stets mit der Voraussetzung angenommen und weitergegeben. So weit man nun mit diesem Papiergeld in der Versäumniß des Zählens, in dem Transport des Metalls, in der Leichtigkeit und Aufbewahrung bedeutende Unkosten erspart, kann solches Papier sogar Agio über seine Valuta erlangen — welches Agio, beiläufig erwähnt, eben unsere privilegirten Bankverwaltungen dadurch niederhalten oder um so viel für ihre Bankdividenden benutzen, als sie um diesen Betrag mehr Papiergeld ausgeben gegen ihren Silberbestand. Man stelle sich daher bildlich den Bankschatz als ein Centrum vor, um dieses, in der Peripherie herum wandeln die Noten, von einer Hand in die andere; jede Hand kann sie auf der Radiuslinie zur Centrale senden, um Metall dafür einzutauschen, ohne Unkosten und ohne mehr als denjenigen Zeitverlust, den der Weg zur Bank beträgt. Allein in Zeiten der Noth und bei Zahlungen nach dem Auslande tritt dieser letztere Fall von

selber ein. Kann nun die Bank das Silber für die präsentirte Note nur um einen Tag nicht auszahlen, so tritt der unvermeidliche Fall ein, daß die Noten zunächst um die Verzugszinsen und sodann um den Betrag der Chance des möglichen Verlustes fallen, d. h. das im Lande außer der Bank zirkulirende Metall steigt um dieselbe Differenz im Werthe, es wird mit sogenanntem Agio, oder Aufgeld gesucht und bezahlt. In dieses Dilemma ist Rußland, Amerika, selbst England mehrmals gekommen und Oesterreich befindet sich seit Jahren darin. Die Folge hiervon ist gewöhnlich, daß die Regierungen nun befehlen: die Noten sollen gelten, sollen für voll angenommen werden. Da aber Jeder betrogen ist, der an diesen Befehl und an seine mögliche Durchführung glaubt, so verschwindet das Silber sogleich und der Verkehr krankt unheilbar an dem endlosen Papierschwindel. In solchen Dingen steht die Gesellschaft höher als der Staat, sie hat ihre Gesetze, gegen die nicht Gewalt, noch List noch Betrug aufkommen können, und die Zwangsnoten haben und erhalten durchaus keinen anderen Werth, als den des Vertrauens auf den Staat, wie weit er einmal im Stande sein wird, seine Noten für voll wieder einzulösen und wieviel Zinsen dabei noch verloren gehen können. Unsere Zwangscours-Experimente werden in der europäischen Gesellschaft ihre unvermeidliche Runde machen und ein Wunder bleibt dabei nur, was man doch dieser so gerühmten, civilisirten und aufgeklärten Gesellschaft noch am Ende des neunzehnten Jahrhunderts Alles bieten kann . . . .

Aehnlich wie hiermit verhielt es sich in den Jahren 1621 bis 1629 mit der Verschlechterung der Münzen von Staatswegen, die fast in ganz Deutschland und namentlich im Norden wiederholt versucht wurde. Wir haben deren singularen Verlauf in den letzten Kapiteln darzustellen versucht. Hier merkte der Händler, der mit solchem Gelde außerhalb des Landes, in dem es geschlagen war, operiren wollte, bald den schlimmen Stand

der Sache. In Folge dieser Münzwirren, die am kläglichsten sich im Welthandel zeigten, trieb die Noth einen Verein Hamburger Kaufleute dazu, in eine gemeinschaftliche Kasse alle ihre noch guten Geldsorten an alten, ächten Species einzulegen, da diese ächte Münzsorte (neun Stück auf die Mark kölnisch) zusehends verschwand, und zu Falschmünzerei eingeschmolzen wurde, zu dem Endzweck, daß jeder Antheilhabende so viel Assignaten in Anweisungen auf den gemeinschaftlichen Schatz ausgeben konnte, als er im Betrage darin liegen hatte. So fing der erste Notenwechsel in der Zwischenausgleichung der Conto's an, und so ward die Münzfälschung die Bedingung zur Gründung der ersten Girobank Deutschlands, der schon zehn Jahre früher die Gründung einer gleichen in Amsterdam vorhergegangen war.

Man wog und prüfte bald die schlechten Münzen und kein Mensch war zu bewegen, sie überhaupt zu nehmen, oder sie dem Kundigen anders als zum vielfachen Bruchtheile ihres ihnen aufgeprägten Werthzeichens anzurechnen, er hätte denn Rücksendungen nach jenem Lande gehabt, wo man es für voll ausgegeben und dafür einnahm. Allein in letzter Beziehung trat bald die seltsame Erscheinung ein, daß diese fürstlichen Falschmünzerkassen das eigene Geld von den Ausländern nicht mehr annehmen wollten. Sie fühlten sich beim außerordentlichen Andrange von außen bald bewogen, eine solche Annahme zu verweigern, denn was die fürstlichen Kammern an Getreide oder Holz aus den Forsten zu verkaufen hatten, war ja eminent billig, wenn man es mit dem schlechten Gelde desselben Münzregals kaufen konnte. Also: sie mußten die Annahme der Zahlungen mit ihrem eigenen Gelde verweigern, weil das eigentliche Geschäft, das man machen wollte, sonst verloren ging; kurz: allemal kam von den äußersten Kreisen conzentrisch sich nach innen verengend, der Begriff des guten und schlechten Geldes in die Masse des Volkes. Die Fürsten versuchten kategorisch zu befehlen: ihr geprägtes werthloses

Geld solle gelten je nach dem Werthszeichen, das es trug. Damit bekam wieder das bessere Geld Agio oder Aufgeld, die Sache hatte nur einen anderen Namen, und war doch dieselbe. Hiervon später, denn in demjenigen Stadium, in dem sich unsere Erzählung befand, merkte das eigene Land noch nichts von dem großartigen Betrug, der ihm von seinen Gewalthabern gespielt wurde.

Es mochte vielleicht vier Wochen nach diesen Begebenheiten sein, als Rudolph, von seiner Mission zurückkehrend, das väterliche Haus wieder betrat. Er hoffte Jakoben zu finden, und hatte in größter Eile den weiten Weg zurückgelegt, statt dessen ihm Wolff Dietrich erzählte, der alte Jude sei eines Tages gekommen und habe sie wieder abgeholt. Auch in Mahlsdorf bei seinen Schwestern und seiner Mutter erfuhr er nicht mehr, denn mit der entdeckten Verbindung des Mädchens mit einem Schacherjuden war es in diesen genealogischen Zirkeln mit der anfänglichen Geltung Jakobens als ebenbürtiges Adelsfräulein für immer vorbei.

Rudolph war wieder in ihren Augen der sonderbare excentrische Mensch, der sich nur in Folge seiner Wunderlichkeiten in eine solche Verbindung hatte einlassen können und die nothwendige Pflicht schien somit Allen zwingend, das irgend Mögliche dazu zu thun, um ein Verhältniß lösen zu helfen, das so offenbaren Schaden in ein altes adliges Haus bringen konnte. Nun war das Mädchen fort und im Zorne geschieden. Wolff Dietrich hatte sich des Pfarrers Nözelius zum Applaniren dieser Angelegenheit in Mahlsdorf bedient. Dieser eifrige Lutheraner war so sehr über das Judenmädchen erschreckt gewesen, die selbst gewagt hatte, die heilige Schwelle seiner Kirche zu betreten, daß er flugs eine großartige Räucherei anstellte, um das Gotteshaus von der Verunreinigung durch den bösen Geist zu befreien. In Mahlsdorf aber bei den Frauen fädelte es der Gewissensrath so geschickt ein, daß das ganze Haus sich über die Vorgänge in Wiesenburg

in der einen von Wolff Dietrich angestimmten Variation erklärte, der Jude habe die Jungfer eines schönen Tags geholt, und bezeigte für die Motive dessen nur Unkunde und Verwunderung.

Rudolph schmähte und grollte, allein änderte in der Sache nichts. Seine tausend Gulden waren verbraucht, der uneigennützige Diener für seinen Fürsten hatte die Reisen meist aus eigenen Mitteln bestritten, er hatte noch Anweisungen auf Cassel, aber diese waren kein Geld für den augenblicklichen Bedarf. Er war kein Verschwender, jedoch ist es nun einmal so, daß geniale Köpfe das liebe Geld als Nebensache behandeln, weil ihnen der Gelderwerb niemals Hauptsache ist. So mußte er gar mit Wolff Dietrich freundlich umgehen, denn er wollte Vorschuß von ihm erlangen. Dieser rückte auch überraschend bereitwillig die große Summe von fünftausend Gulden heraus. Alles ging nach Wunsch; er wollte Geld aus seiner Forst nehmen und sieh! er verkaufte an einem Tage für 8000 Gulden Eichen und Kiefern auf dem Stiel in seiner Haide auf dem Setzsteig und empfing baare Zahlung. Noch hatte er 8000 Gulden aus der Erbschaftsmasse vom Kurfürsten zu fordern, die dieser von seinem Vater Benno geliehen. Er hatte rechtzeitig gekündigt und wollte deshalb nach Dresden, wo er überdies seinen Lehnseid ableisten mußte. Seine Absicht war dann, mit der ganzen erhobenen Summe nach Cassel zu übersiedeln, sie dort zinslich anzulegen, und sich ein häusliches Asyl zu schaffen, wozu eine Anlage von 23,000 Gulden nach damaligem Geldwerth mehr als hinreichend war. Böse war es, daß ihm seine Jakobe fehlte, allein er hoffte auf ihre Liebe und seine Hoffnung versprach ihm, daß er sie suchen und wiederfinden werde.

Rudolph mußte zunächst über Wittenberg. Der Ständetag war zufällig zum 16. Juli ausgeschrieben, denn nochmals sollten diese angegangen werden, mit allen möglichen Mitteln der Drohung und Ueberredung,

die pflichtigen Ritterdienste in doppelter Geldauflage für den Krieg zu leisten. Es war bekannt, wie der ganze Adel des Kurfürstenthums widerwillig war. Sein Kampf gegen den Kanzler Crell von 1590 bis 1601 unter dem zweiten Christian war siegreich für ihn ausgefallen und der Kanzler hatte dafür seinen Kopf auf den Richtblock legen müssen. Schon einmal hatte er 1621 die Ritterdienste rundweg verweigert und erklärt: „daß die Ritterschaft gegen ihre lieben Nachbarn, Freunde und Glaubensgenossen (die böhmischen Ritter) sich keiner Thätigkeit unterfangen könnte, sondern hiebei ihr Gewissen zu vertreten habe. Sie hätte ferner nach ihren Privilegien keine Pflicht, sich außer Landes (nach Böhmen) und für einen fremden Herrn (den Kaiser) in den Krieg führen zu lassen u. s. w." — Wie viel Eigennutz und Sonderinteresse sich auch bei diesem Adel barg unter dem Widerwillen gegen einen Kampf, der gegen ihre Religion gerichtet war: in der Reformirten und des Landgrafen Moritz Interesse lag es doch, alle Momente zu benützen, um die verderbliche Thätigkeit Sachsens für den Kaiser zu lähmen. Der Kurkreis war damals noch der zahmste, und er erschien wenigstens auf dem angesetzten Kreistage 1621, obwohl er sich obiger Erklärung der meißnischen Ritterschaft anschloß; dieser und der thüringische hatten dem Erscheinen gar keine Folge gegeben. Die Brandtshaide mit fünf Ritterpferden wog schwer; Benno der Reiche war nächst dem Erbmarschall Löser auf Pretzsch die mächtigste Stimme gewesen, und auf dem Hause Wiesenburg ruhte das Erbschenkenamt des Kreises. Nun hatte zwar Rudolph noch nicht den Lehnseid geleistet, allein Wolff Dietrich war bereits belehnt und überdem war es allgemein Gebrauch, daß alle majorennen Söhne der Häuser entweder in Vertretung ihrer altersschwachen Väter oder selbst zugleich mit diesen Sitz und Stimme ausüben durften.

Auch Wolff Dietrich reiste mit; er lieh dem Bruder williges Ohr unterwegs über die Weltlage und Gefahr

der protestantischen Sache, über die verrätherische Politik des Hauses Sachsen, und Rudolph fand ihn gar günstig für die Verweigerung der Ritterpferde gestimmt.

Als sie zum Coswiger Thor von Wittenberg einritten, bot der Schloßplatz einen lebendigen Anblick dar. Der Raum zwischen dem Schloß und der Mühle war gedrängt voll von Bürgern, Handwerkern und Gesellen im Alltagsanzuge. Lebhafte Unterhaltungen, mit drohendem Erheben der Fäuste begleitet, bemerkte man überall in der Masse; die Augen und die Bewegungen der Hände richteten sich sämmtlich auf das Eingangsthor zum Schloßhof. — In Wittenberg stand und steht jetzt noch dicht neben dem Stadtthor rechter Hand die Schloßkirche, an deren Thür einst Luther seine fünfundneunzig Thesen anschlug. Das alte ehemalige Schloß erhob seine äußere Hauptfront im rechten Winkel von der Kirche nach Norden, sie ist jetzt eine verunstaltete kahle hohe Mauer mit Schießscharten statt der Fenster, weil sie nach dem Festungsgraben hinaussieht. Die innere Hof-Façade des Schlosses zeigt noch ihr altes ehrwürdiges Gesicht, ihre Thorwölbungen, Rampen und Balkone; obwohl die inneren Räume, die einst einem Kurfürstlichen Hofe zur Residenz dienten, jetzt in unerfreuliche Kasernenstuben für die Artillerie verwandelt sind. Der rechte Flügel ist in Folge der Belagerungen zerstört worden, das Quergebäude enthält Pferdeställe. Der linke Flügel stößt mit seiner Längsfront an die Schloßgasse; er ist das jetzige Commandanturgebäude. Hier vor der Einfahrt in diesen Flügel standen die Massen am dichtesten und drohendsten. Die beiden Reisenden mußten ihre Pferde anhalten, denn sie konnten nicht durch's Gedränge.

Sieh, da drangen aus der Einfahrt fünf reisige Knechte zu Pferde, mit lautem Zurufe die Menge zurücktreibend, die vor dem Huf der vorschreitenden Pferde zurückweichen muß, — hinter ihnen kommen zwei Wagen hervor, fest verschlossen und ähnlich gebaut, wie unsere Postwagen,

und dahinter erscheint zu Pferde Veit Ephraim, düster auf die Menge schauend, umgeben wieder von fünf Reisigen. Da brach die Menge in ein lautes Toben und Schreien aus: „Schlagt den Kipper, den Wipper, den Fälscher!“ — „hep! hep! hep!“ rief's von anderer Seite. Einige griffen in die Räder der Wagen, die angetrieben, rasch die Frevler bei Seite warfen; einzelne Steine hagelten mitten unter die Reiter. Schon wollten sich die Reisigen umdrehen und dem Volke ihren Ernst zeigen, als auf den Wink des Juden sämmtlichen Pferden Peitsche und Sporen gegeben wurden und die Caravane zum Coswiger Thore hinauseilte.

Rudolph erkannte mit einem Blicke das Gesicht des Straßburger Juden und, sein erster Gedanke war, auf ihn loszustürmen und von ihm seine Jakobe zu fordern, allein die Menschenmasse hinderte ihn. Unterdeß hörte er Wolff Dietrich in rasendem Zorn zu der wilden Menge rufen: „Recht so, faßt ihn! hängt ihn!“ Ja, er zog im Eifer seinen Degen, um auf den Juden zu dringen und ihn aufzuhalten, was ihm natürlich ebensowenig gelang. Dieser sandte nur einen verächtlichen Blick auf den Wüthenden; auch Rudolphs Augen begegneten sich mit denen Veit Ephraims; doch Alles war im Moment mit dem raschen Antreiben der Pferde entschwunden. Rudolph ritt hinterher, die gedrängte Menge hinderte ihn Anfangs am schnellen Reiten. Draußen vorm Thore theilten sich drei Wege, er mußte halten, um sich zu erkundigen, wohin die Wagen mit den Reisigen ihren Weg genommen; wie wahnsinnig jagte er dann hinterher, um sie einzuholen, doch — ob man ihn falsch berichtet oder ob der Jude wieder Nebenwege eingeschlagen — er kehrte nach Verlauf einer Stunde unverrichteter Sache zurück.

In Wittenberg sah es unterdessen bunt genug aus; dem aufgeregten Volke, das logischer Weise der kurfürstlichen Münzstätte als der Quelle des Uebels hätte zu Leibe gehen müssen, kam ein solcher Schritt gar nicht in

den Sinn, denn das Volk war und ist immer und überall dasselbe. Wenn der Adel mit dem Fürsten rechtete, mußten dessen Kanzler, Räthe und Hoflieferanten büßen, dem Volke aber war der Fürst gar ein Gegenstand, der viel zu hoch und gewaltig, als daß es bis dahinauf sich in seinem Zorn verstiegen hätte. Ueberdem hatte dies seinen socialen Grund: der Landesfürst war dem Städter, wie dem hörigen Bauer immer ein Gegenstand tiefer Verehrung, denn beide fühlten in der sozialen Gliederung des Mittelalters instinktartig in ihm das Bollwerk gegen die Anmaßungen des Adels, mit dem das bürgerliche Element jahrhundertelang in Fehde lag. Diesem Umstande hat so mancher Fürst seinen Geschichtsruhm zu verdanken und dieser Mission wegen sind manchem extravaganten Kopfe die gröbsten Ausschreitungen gegen das Volk zu Gute gehalten worden. — Kurfürst also und kurfürstliches Regiment konnte nicht schuld sein an der plötzlichen Erscheinung der zunderrothen Münzen, die in ihrer Unzahl über Nacht zu hecken schienen; Kipper, Wechsler und Juden mußten es sein.

Als der Jude fort aus dem Bereich war, wandte sich, von einzelnen Köpfen angeregt, die Volkswuth auf eine andere Sorte von Münzfälschung. Die Bäcker waren seit einigen Tagen plötzlich mit ihren Waaren aufgeschlagen, sie verlangten den doppelten Preis für Wecken und Brot, setzten sich auf die Hinterhacken, wollten sonst nicht verkaufen. Die Fleischer folgten, wie immer, dicht hinterher. Warum verkauften sie nicht und machten den Anfang zum guten Beispiel, die Münzen ferner für voll zu nehmen, womit Allen geholfen gewesen wäre? Daß die Bäcker wieder vom Kornsack abhingen, lag dem Gedankengang des Volkes viel zu fern. Die Bäcker waren es also seit zwei Tagen, die das Volk hungern ließen, an ihnen mußte ein Exempel statuirt werden. Und wie das bei jählings eintretenden Theuerungen so oft geschieht: man rückte von Laden zu Laden, schlug die

Fenster ein, warf die Waaren auf die Straße, bis die kurfürstliche Sualva guardia langsam daher trabte, dem Tumult ein Ende zu machen, und der öffentliche Ausrufer von Magistrats wegen morgen eine gerechte Taxe und feste billige Preise verhieß, zu denen Müller, Bäcker und Fleischer gezwungen werden sollten.

Der theils schon versammelte, theils eben eintreffende Adel sah dem Treiben aus den Fenstern der eigenen Häuser oder den Gasthäusern zu, die jungen Herren suchten sogar die Straßen auf, lachten und haranguirten die vorbeieilende Menge, drohten in ihrem Humor sogar Einigen die soeben erlangte Beute zu entreißen, riefen Anderen zu, sich solche zu erholen. Der Tumult war ja nur eine eigene häusliche Angelegenheit der Stadt, die den Junker durchaus nichts anging. Die Münzfrage machte sich zwar auch schon bei ihm bemerklich, allein ihm, der damals noch viel Geld hatte und mit noch weit mehr von dem neuen gesegnet war, konnte eben nur, wie dem Städter damit gedient sein, daß sein Geld nicht gar unter seinen Händen zu werthlosem Blech wurde.

Wolff Dietrich war im Brandt'schen Hause abgestiegen; es war das am Markt gelegene jetzige Fuhrmannsche Haus. Es führte lange Jahrhunderte hindurch wegen seines über der Hausthür angebrachten Brandtschen Wappen den Namen das Haus „zum Lindenbaum", nachdem es schon längst aus dem Besitz der Brandt's gekommen war. Diesem Hause gegenüber residirte Hans Löser von Pretzsch, der Erbmarschall und Präses der Stände bei der Berathung. Noch hatten die Arnstädt's, Lottorff's, die Pflugk's und Krosigk's u. a. eigene Häuser. Als um ein Uhr vom kurfürstlichen Schlosse her der kurfürstliche Commissar, Geheimrath Christoph von Loß in langsamer Equipage vor das Rathhaus fuhr, wallte die gesammte Ritterschaft gemessen in den großen Saal, der mit den Bildern der Kurfürsten und mit den noch vorhandenen Gemälden Lucas Kranach's

geschmückt war und an seiner großen Tafel für fünfundvierzig Ständemitglieder reichlichen Platz bot.

Nachdem sich Alles Bekannte feierlichst gegrüßt, und die beiden Söhne Benno's durch Hans Löser dem Commissar von Loß vorgestellt waren, setzte man sich schweigend. Es waren wohl an vierzig anwesend; außer den genannten Häusern saßen da die von Rohr auf Ziesar, die aus dem Winkel auf Grimma, von Lottorf auf Kliecken, von Wuthenau auf Grochwitz, die Schierstädt's auf Görtzke, die Lochow's auf Lübnitz, die Oppen auf Niemegk und Fredersdorf, die Pflugk auf Strehlen, die Leipziger auf Kropstädt und die geadelten Professorenfamilien von Rauchbar und Leyser auf Hemsendorf und Bleesern. Meistens waren es martialische Rittmeistergesichter mit den Schmarren über Stirn und Wange, hie und da fand sich aber auch schon die feiste Amtspächtercorpulenz ein mit dem rothblühenden, glänzenden, immer verlegenen Gesicht, jene stereotypen Ja-Brüder aller Landschaftstafeln; dagegen stachen die etwas feineren Physiognomien der Gelehrtenfamilien des neugebackenen Adels vortheilhaft ab; sie trugen sich im Verein mit den jungen Gesellen äußerst modisch und der wohlgepflegte Schnurrbart mit dem Knebelbart in der feinzugeschnittenen Form der Mandel hing den Meisten über und unter den Lippen.

Rudolph vermuthete hinter manchem ganz angenehm geformten Gesicht Dasjenige, was jedes Menschen Geist immer und immer im Leben sucht: Verwandtschaft der Gesinnung, gleiches Interesse und gleichen Geschmack im Urtheil, allein der oberflächlichste Gesprächswechsel sagte ihm bald, daß Gott der Herr für gewisse Dinge jede Anlage in diesen Köpfen vergessen, und die einzige Physiognomie, die hier seinem Herzen wohlthat, war die des Kurfürstlichen Commissars von Loß selbst.

Loß versah am Kurfürstlichen Hofe damals noch jenes bedeutende Amt, das die moderne Zeit das Finanz-Ministerium nennt. Da er als Inhaber eines solchen auch

die Aufbringung der Reichssteuern in seinem Ressort hatte, so war er zugleich Kaiserlicher Geheimer Rath und hatte den Titel eines Reichspfenningsmeisters. Er war ein gutmüthiger Finanz-Minister; für sich selbst ein sparsamer Wirth und so schon aus der Familie her überaus reich, hatte er, immer und immer bedrängt von der Finanznoth des Hofes, dem Kurfürsten bereits die enorme Summe von 235,000 Gulden nach und nach aus seinem eigenen Vermögen vorgeschossen. Als er selbst nun nicht mehr aus und ein konnte und von seinem Eigenen nicht mehr hergeben wollte, noch vermochte, begann die Falschmünzerei als erstes Debut des Kammeraths Dr. Veit Döring, der bald unter Lossens eigenen Augen als Creatur Hoe's, mit Hülfe der Gunst der beiden Barone von Taube, zum allmächtigen Finanzmann emporstieg. Loß führte noch lange Zeit den Namen, später zog er sich auf sein Gut Pillnitz bei Dresden zurück, dessen Schloß er erbaute und in dem er der Philosophie und den Wissenschaften lebte. Hier war es, wo er den Görlitzer Schuster und Denker Jakob Böhme zu sich lud und bei sich behielt, angefeindet genug von der Bigotterie seiner Zeit, die ihn des Calvinismus verdächtigte. Mit seinem Darlehn aber ging es ihm wie es so manchem Gläubiger hoher Personen gegangen; ihm waren die Intraden des Amtes Weißenfels verpfändet, allein erst nach 200 Jahren ward seinen Erben im mageren Vergleiche ein Bruchtheil der Schuld zurückerstattet.

Loß, als getreuer Diener seines Herrn, stellte dem versammelten Adel in beweglichen Worten die Finanznoth des Kurfürstenthums dar, verlas die landesherrlichen Propositionen, die vornehmlich, wie oben erwähnt, in der Verwilligung der doppelten Lehnssteuerquote für die schweren Kriegsläufte bestand. Er hielt dem Adel vor, wie vieles er dem weisen Regiment des Kurfürsten zu danken, das noch immer wirksam den Krieg vom Lande entfernt gehalten. Der ganze Betrag der Steuer war

ein geringfügiger Gegenstand von 10,000 Reichsthalern, die sich auf die 125 Ritterpferde des Kurkreises vertheilten; dennoch war dem Adel diese Steuer höchst unangenehm, da es ihm hier unmöglich war, Bewilligung von Leistung zu trennen; und die Standschaften sind immer nur in dem Falle willfährig gewesen den Steuerforderungen des Landesherrn, wenn sie die Leistungen wenigstens theilweise auf Bauer und Städte abwälzen konnten. Das haben wir in Preußen noch im Jahre 1866 erfahren, in dem alle Kreisstände bereitwilligst die Ausschreibung der Landlieferungen für die Kreise acceptirten, allein die Bestreitung der Unkosten derselben nach dem Klassen- und Einkommensteuerfuße aufbrachten und wohlweislich den Grundsteuerfuß wegließen, wonach die Rittergüter mit dem Bruchtheile eines Achtels von der eigentlichen Zahlungspflicht loskamen.

Als Loß geendet, begann die Berathung, deren Art und geschäftliche Behandlung noch heut ebenfalls im Institut unserer Kreisstände lebt und vegetirt. Wo nämlich an der Scholle die Weisheit hängt und nicht die Fähigkeit aus dem Wahlkampfe hervorgeht, da kommen die Herrenhaus-Institutionen von selbst zu Tage. Es spricht der größte Theil kein Wort, denn er kann es nicht, ein Bruchtheil wirft hie und da einen Brocken zwischen das, was der offiziös bestellte Redner sagt, oder stimmt seinen Worten mit hörbaren Lauten, sichtbaren Mienen und Geberden zu; tritt Erregung patriotischer Wärme ein, so bewegt und reckt sich Alles und die beschriebene Betheiligung gewinnt um ein Vielfaches, tritt aber Widerspruch ein, so kann das Alles zu jener chaotischen Verwirrung führen, die man so oft in den Verhandlungen der mecklenburgischen Landtage verzeichnet findet. Parlamentarische Redeweise, Geschäfts-Ordnung, Disciplin und Wortertheilung des Präsidenten sind dann todte Buchstaben.

In früheren Jahren nun hatte der Sprecher Hans Löser sich stets in seiner Anrede pure gegen die Be-

willigung erklärt und Einiges von den Motiven, so gut er's bewerkstelligte, angeführt, welche die meißnischen Ritter auf die Tagesordnung gebracht hatten: man konnte jetzt sehen, wie gut die sächsische Regierung seitdem hinter der Couliſſe operirt, denn dieser erklärte ganz naiv diesmal, daß er vor einigen Wochen Besuch von seinem Bruder Günther Löser, dem Kurfürstlichen Stallmeister, gehabt habe; derselbe habe ihm erst rechte Einsicht in die Verwaltung verschafft und ihm die Augen über die weise Politik des Durchlauchtigen Kurfürsten und Herrn geöffnet, weshalb er vorschlage, die heutige Forderung desselben gehorsamst zu bewilligen.

Ein leises Erstaunen machte sich ringsum Luft, Rudolph sah dies als ein günstiges Zeichen an und nahm das Wort. Bei seiner fließenden Rede und seinem gediegenen Vortrag saß die Versammlung, Mund und Nase aufsperrend vor Verwunderung, wie so Einer ihres Gleichen dies bewerkstelligen konnte, nach welcher Begriffs-Inception sie still und lautlos ihm zuhörte. Er legte in scharfer Kritik die Politik des sächsischen Hofes klar und wies den Schaden nach, den die protestantischen Stände bereits im Reich heimgetragen, indem nicht blos die Hoffnung auf Gewinnung einer protestantischen Kurstimme durch Böhmen in Rauch aufgegangen, sondern auch die Kurstimme der Pfalz an einen katholischen Herzog verloren sei. Er berührte die große Gefahr des gestörten Gleichgewichtes im Reich. Er wurde warm und stellte begeistert jene kühnen Prinzipien hin, nach denen, wenn der sächsische Hof seinem wahren Heil und seinen richtigen Interessen folgte, er, Rudolph selbst, alle sein Hab und Gut und sein Leben selbst mit Freuden für den Kurfürsten in die Schanze schlagen würde.

Und so wie er, dachten überall die besten Köpfe im Reich. — Dagegen zeigte er auf die jetzigen Folgen des Bündnisses mit dem Kaiser, er wies auf die zahllosen Exulanten, die trotz des Vertrages ihres Glaubens wegen aus Böhmen vertrieben, wie sie in Massen Sachsen

und die Lausitzen überschwemmten und grauenvolle Klagen der Vergewaltigung an Leib, Leben und Gut zu berichten hätten. Ja, er entblödete sich nicht, die Räthe des Kurfürsten heftig anzuklagen in dem Schicksal des Grafen Andrassy Schlick, der auf Betreiben des Hofpredigers Hoe, trotzdem er sein Asyl in Sachsen gesucht, zurück an den Kaiser ausgeliefert worden war, um auf dem Blutgericht zu enden. Schließlich rieth er den Ständen dringend, unter so bewandten Umständen bei dem zu beharren, was auch die andern Kreise gethan. Dies sei in diesem Fall als wahrhaft loyal zu betrachten, wie illoyal die Verweigerung auch erscheine, damit der kurfürstliche Hof endlich einmal anderen Sinnes werde, sich von dem Bündniß mit dem Kaiser wende, ehe die Gewalt desselben so groß erwachse, daß er auch Macht habe, an die lutherische Kirche Sachsens und deren eingezogene Güter seine Hand zu legen.

Alles war still und erstaunt, der Jugendeifer Rudolphs glaubte schon das Feld gewonnen zu haben; denn die Jugend ist immer so glücklich, mit falschen Faktoren zu rechnen; das ist ihr Fehler und zugleich ihr Vorzug, sonst würde sie Manches ungethan lassen, das, weil es eben geschehen, niemals ganz verloren ist.

Kurfürstliches Regiment aber hatte noch von einer zweiten Seite her für sich gesorgt; ein alter betagter Greis, Hans George von Krosigk, ehemals Hofmarschall in Dresden, der Ehegemahl von einer Schwester Benno's des Reichen, war jedenfalls vom Hofe bestimmt worden, mit seinen Krücken noch Hofedienst zu thun und auf dem Landtag zu erscheinen. Er imponirte, als er das Wort nahm, weit mehr durch sein Alter und seine Stellung, als der junge amtlose Rudolph mit seiner Wohlredenheit. Nur einige Worte der Lehenstreue, von der Unkunde der eigenen Weisheit in Staats- und gelehrten Sachen, dazu einige Phrasen von Vertrauen zu dem Kurfürsten und Landesherrn, dem der wackere Präses Hans Löser laut zustimmte, änderte die Stimmung und

neigte die Masse zur Verwilligung, unter dem allseitig gemurmelten Motiv, daß ihre Widerwilligkeit ja doch zu geringfügig und von keinen Folgen sein würde.

Ein weit tieferer, nicht so leicht sichtbarer Beweggrund zu dieser Geneigtheit aber bildete, wie es sich bald erwies, der Stand der Geldverhältnisse. Alles hatte durch die Münzverfälschung reichlich Geld. Obgleich nun noch Keiner deutlich übersah, was geschehen war, (— denn zu dem Begriff, daß auch das Silber eine Waare sei, die ihrem ganz bestimmten Preis unterliege, wiewohl es selber alleiniger normativer Werthmesser ist, oder anders ausgedrückt, daß Kaufen nichts als ein durch Silber regulirtes Tauschen sei, kam damals noch kein Kopf; —) sondern nur ganz dunkel die Unbehaglichkeit der Situation in allen Geschäftsbeziehungen fühlte: so warf doch der Bürgermeister von Wittenberg, als Mitglied der Stände für zwei Ritterpferde, zuerst die Frage auf: ob man die Lehnpferdsgelder auch in den neuen Gulden werde an die kurfürstliche Kammer abführen können? Die Frage ward natürlich vom kurfürstlichen Commissar bejaht. Andre faßten die Sache bald lebhafter auf und wollten auch dessen ganz gewiß sein und so entwickelte sich endlich das Amendement als Postulat dieser Steuerbewilligung heraus: Stände stimmten der kurfürstlichen Proposition zu, wenn 1) die Steuer in den neuen Gulden von 1622 und 23 angenommen und 2) kurfürstliche Kammer sich verpflichte, niemals zu einer Herabsetzung des Werthes dieser Gulden zu schreiten, da sie selbst diese neuen Gulden ausgegeben und darum nicht das Land ruiniren und in heillose Verwirrung stürzen wolle.

Rudolph wußte von der Geldsache nichts, er kam eben von außerhalb, seine eingenommenen Gulden lagen noch verpackt im Sacke und diejenigen, die er ausgab, waren noch ein Rest von älteren. Er hatte auch keine Ahnung von der Möglichkeit eines solchen Verfahrens und dachte nur an das allerdings schon längst eingerissene Ver-

schlechtern der Münzen, an welchem Uebel der niedersächsische Kreis schon seit der Zeit des Krieges und gar noch vor ihm laborirte. Er zog den Mund zu einem sarkastischen Lächeln, nahm während dieser Verhandlung seinen Hut und ging seiner Wege, nachdem er selbst seinen Bruder gar eifrig für die Bewilligung hatte stimmen hören, der ihm so schon in seinem Zorn gegen den Juden absonderlich vorgekommen war. Ohne Abschied ging er, ließ sein Pferd satteln, seinen Wagen anspannen und fuhr zum Thor hinaus nach Dresden zu.

Achtes Kapitel.

Am Hof zu Dresden.

Rudolph forschte vergebens auf seinem langen Wege nach dem entschwundenen Veit Ephraim; man wies ihm mehrmals ähnliche herumziehende Händler nach, allein, wenn er ihrer habhaft wurde, waren's andere Gesichter und von demjenigen, das er suchte, entdeckte er keine Spur. So kam er nach Dresden und da sein Reitpferd am Satteldruck zagte, so hatte er sich auf seinen offenen Reisewagen gesetzt und sein Pferd neben den Zugpferden anbinden lassen. Zufällig mußte es sich finden, daß er auf der Elbbrücke einem bekannten Gesicht begegnete. Es war das glatte lächelnde Gesicht des Hofpredigers Hoe mit dem möglichst klein gehaltenen Schnurrbart, wie ihn damals die Geistlichen noch trugen. Er ging, umgeben von einer Schaarwache von Amtsbrüdern, die sich wahrscheinlich der Luft nach ihrer schweren Sitzung erlustiren wollten, denn dem Leser sei es bemerkt, daß in diesem Sommer, unbekümmert um die Bewegungen des großen Krieges, die auserwählte Schaar hoher sächsischer Geistliche zu Dresden tagte, beschäftigt mit der tiefsinnigen theologischen Streitfrage des Standes der Erniedrigung Christi. Rudolph grüßte, Hoe dankte, denn Beide hatten sich einander erkannt; er aber fuhr in die Altstadt und suchte sich seine Herberge im Ring am alten Schloß.

Dresden war damals noch weit mehr Hofstadt, als heut. Eine fürstliche Hofhaltung wie diejenige Johann

Georgs, obwohl sie noch mit keinem Gedanken an die von August dem Starken reichte, war doch damals von weit sichtbarerem Einfluß als eine moderne. Die kleinen Fürsten richten sich schon seit längerer Zeit ein und knausern; sie fühlen den Boden unter sich unsicher, nachdem einmal der Gedanke ihres Existenzrechtes grausam unterminirt ist. Nun aber war Kurfürst Hans Georgs Haushalt noch ein Hof in dem alten Stadium der Naturalwirthschaft, die um diese Zeit bereits überall abgeschafft wurde und zudem war seine Wirthschaft von solchen Dimensionen, wie sie der heutigen Welt fast unglaublich erscheinen müssen. Noch speisten sämmtliche Hof- und Etatsbeamten täglich auf dem Schloß und tranken ihr Theil in fürstlicher Hofhaltung. Dieser äußerst gemüthlichen Einrichtung aber waren nach mir vorliegenden statistischen Nachrichten nicht weniger als fünfundsiebenzig höhere Bedienteste, von den Ministern bis zu den Kammerjunkern und Obristen hinab, theilhaftig. Hierzu kam noch die Zahl der Beamtenchargen, die vom Ausland und Inland zureisten, sowie was vom distinguirten Adel des Landes von selber bei Hof Zutritt hatte oder von Hofbeamten eingeführt wurde. Sieben Tafeln waren stets für diese Hofleute gedeckt, sie hießen die Junkertische: daneben aber liefen noch die Bewirthungen der niedrigen Bediensteten und der Diener des Adels. Zur Bewältigung dieses Apparats finden wir denn auch sieben und sechzig Diener und Dienerinnen in der Küche, zwei und vierzig desgleichen über die Kellerei und siebzehn Personen im Hofbackhause angestellt. In Letzterem muß die Zahl noch größer gewesen sein, denn vom Jahr 1629 datirt eine Verfügung, daß „wegen der Noth der Zeit" ihre Zahl auf das nothwendigste Personal beschränkt sein solle.

Wenn man nun bedenkt, daß schon diese einhundert und vierundzwanzig Personen mit ihrem häuslichen Anhang vom Besten der Küche und des Kellers vorweg aßen und tranken — denn nach den Worten der Bibel

soll man nicht einmal dem Esel das Maul verbinden, wieviel weniger kann man das beim Menschen, und wie wollte man es durchführen? — wenn man ferner bedenkt, daß täglich an hundert herrschaftliche Magen an der Tafel und zudem der gierige Schlund des Beitisches gefüllt werden mußten, so wird es erklärlich werden, wie eine ganz regulaire simple Woche dieses Hofhaushalts an Verbrauch 2000 Pfd. Rindfleisch, 400 Pfd. Schöpsenfleisch und 300 Pfd. Kalbfleisch, sowie 60 bis 70 Eimer Wein, in Ausgabe stellt. Daher ist's ferner erklärlich, daß das bloße Hofhaltsbudget in demselben Jahre 554,000 Gulden betrug, worunter die Posten der Küche, des Stalles und der Jagd allein mit 233,000 Gulden in Ansatz gebracht sind. Nach unserem jetzigen Geldwerth geschätzt, muß man für die erstere Summe 2,770,000 Gulden und für den zweiten Posten 1,170,000 Gulden annehmen. Dies Hofbudget, größer als das eines modernen Fürsten von 12 Millionen Unterthanen, führte schon damals ein Kurfürst, der höchstens (vor dem Krieg gerechnet) ein Herr von 2 Millionen war und dessen Einkünfte durchaus noch nicht auf einem unserer modernen Steuersysteme beruhten. Die Thatsache geht hieraus klar hervor: dieser Hof fühlte sich als erster und mächtigster Reichsfürst nächst dem Kaiser und hiernach hatte er sich eingerichtet. Das sächsische Fürstenhaus hat immer im Essen und Trinken das Möglichste geleistet; an Fässern, Humpen, Kuchen, Würsten sind hier die riesigsten Dimensionen zur Welt gebracht worden. Und dies war noch im Jahre 1785 also, denn ich erinnere mich aus meiner Kindheit des lebhaften Eindrucks, den die Schilderung meines Vaters auf mich machte, als er mir von einem großen Processionskuchen erzählte, vor dem er — bei Gelegenheit des Besuchs Friedrichs des Großen — als Soldat hatte das Gewehr präsentiren müssen.

Johann Georg war überdies ein großer Verehrer der Gelage und des Weines. Seine kluge brandenburgische

Gemahlin setzt ihm gar oft den Kopf darüber zurecht, denn ihre schriftlichen äußerst gescheidten Gardinenpredigten, die sie ihm von ihrem Vorwerk Gorbitz, (das sie wie eine Meierfrau bewirthschaftete) täglich sandte, sind als Denkmale der Zeit noch vorhanden. Hans Georgs beide Vorgänger, die Christiane sind am übermäßigen Trunk in der Blüthe ihrer Jahre untergegangen, namentlich war der zweite niemals nüchtern und wie publik das Gebahren des Hauses Sachsen in der damaligen europäischen Welt war, ersehen wir daraus, daß Shakespeare in seinem Kaufmann von Venedig dieser Eigenschaft der sächsischen Fürsten ein treffliches Denkmal gesetzt hat. Die schöne Portia nämlich, deren Jawort von der Wahl eines rechten Kästchens abhängt, antwortet, von ihrem Kammermädchen betreffs der Wahl des Neffen des Herzogs von Sachsen, gefragt, wie ihr dieser gefalle? „Ganz abscheulich des Morgens, wenn er nüchtern ist, und ebenso des Nachmittags, wenn er betrunken ist. Wenn er am besten ist, so ist er weniger als ein Mensch und wenn er am schlechtesten ist, so ist er wenig besser als ein Vieh. — Es gehe so schlimm, als es wolle, ich hoffe ihn schon los zu werden.“ Und als die Kammerzofe doch ihr die Möglichkeit ausmalt, daß er das rechte Kästchen treffen könne, da ruft sie: „Aus Furcht vor dem schlimmsten, bitte ich Dich, setze einen Humpen Rheinwein auf eines der falschen Kästchen. Dieser Versuchung widersteht er nicht und wenn der Teufel darin stäke, so wird er's wählen. Alles in der Welt, Nerissa, nur nicht diesen Schwamm heirathen.“

So war der ganze Zuschnitt dieses Hofs immer eine Art der Starostenwirthschaft, schon ehe die polnische Krone dazu kam, die diese Wirthschaft zu noch ausgiebigerer Cultur brachte. Massenverschwendung ohne Ziel und Zweck, bei ganz rudimentärer Geschmacksentwickelung, Unterschleif in Großem und Kleinen, sowie fast gewaltsamer Verbrauch aller und jeder Rente einer ungeheueren Fideicommißbesitzung und doch das schließliche Defizit,

das von Jahr zu Jahr aufsummt: dies war die Physiognomie des Hofs. Als die Noth des dreißigjährigen Krieges auch über Sachsen hereinbrach und an Einschränkung gedacht werden mußte, machte man in der neuen Hofinstruktion von 1629 einen Versuch dazu, aus dem man erst recht gründlich vernehmen kann, wie großartig die Verschwendung und Verwirthschaftung eingerissen war. Von den „Trabanten, Musikern, Jungen und Dienern der Junker" wird gar übel vermerkt, „daß sie sich unter die Aufwärter mischten und fortschleppten an ihres Gleichen Gesindel, ja mit Gewalt sonderlich in die Keller gedrungen, auch mit groben verdrießlichen Worten oftmals die besten Weine erzwungen oder wohl selbsten die Weine aus den Gemächern verschleppten, die für die Tafel geordnet und den Trabanten draußen in großen Wappengläsern zutrügen." Vom Adel selbst wird gesagt, „daß sich Diejenigen, welche nicht in Unserem Dienste sind, nicht unterstehen sollen, von selbsten ungeladen oder erfordert in das Gemach, darinnen gespeiset wird, zu gehen und sich Unserer Junkertafel zu gebrauchen;" ferner wird hart getadelt, daß „die Hofjunker und die vom Adel über ihr Vermögen zwei oder mehr Diener hielten, die doch gleichwohl ihrer Besoldung und Einkunft wegen nicht können, daher solche Bärenhäuter (die Diener), weil sie kein Auskommen haben, in Küche, Keller, in die Hofstuben und vor die Gemächer dringen, das Essen und Anderes den Aufträgern aus den Schüsseln reißen u. s. w."; endlich wird, weil dieser Unfug zu arg geworden, die Bestimmung getroffen, daß „während der Tafel die Schloßthore verschlossen und die Schlüssel dem Kurfürsten selbsten zur Bewahrung zugebracht werden sollten". Wie arg muß also die Lungerei, Nascherei und Dieberei gewesen sein, wenn ein Kurfürst nur hinter verschlossenen Thüren ruhig speisen kann! Daß es darum mit der Verwirthschaftung nicht besser wurde, ist leicht begreiflich, denn obige Ordre sucht nur gegen die nichtprivilegirten Ein-

dringlinge reinen Tisch zu machen, die privilegirten Bediensteten trieben es nach wie vor; es scheint vielmehr, daß diese Ordre auf Anlaß der Klagen der Letzteren gegeben worden, um in ihrer Verschlepperei bei geforderter Einschränkung nicht molestirt zu werden. Mehrmals macht die Kurfürstin in ihren Briefen auf den und jenen Kammerdiener aufmerksam, der im Güterkauf sein Schäfchen ins Trockene gebracht habe.

Unvertilglich war einmal diesem Hofe die Neigung zur Verschwendung innewohnend, das beweisen die Jahre nach dem Kriege vorzüglich bei Gelegenheit der Feste, wo die Mittel wieder allmälig der Lust am rauschenden Vergnügen entgegenkamen. 1650 zur Feier des Beilagers zweier Prinzen beginnt ein dreiundzwanzigtägiger Festtagstrubel, in dem täglich an sechsunddreißig und vierzig Tafeln gespeist wird. Einer Festlichkeit folgt die andere und nur wird von einigen Tagen zwischen durch berichtet, daß sich „Ihre kurfürstlichen Durchlauchten und die hohen Gäste von den Lustbarkeiten ausgeruhet." An Getränk weist der Verbrauch bei diesem Feste 1800 Eimer Wein und 763 Tonnen Bier, 154 Scheffel Weizen- und 1420 Scheffel Roggenmehl (Dresdner Maß) auf! Hans Georgs Todtenfeier im Jahre 1656 macht den unstreitig imposantesten Schluß zu allen diesen Herrlichkeiten; an 23 Tafeln speisten die Herren vom Adel, an 168 Tafeln die gemeine Bürgerschaft, für die somit auch einmal ein Bissen abfällt. Dieser eine Tag mit seinem Mahl und seinen Zubereitungen kostete 178,000 Gulden, wovon 100,000 Gulden allein auf die verschenkten Trauertuche und Flore verrechnet sind.

Das Haus Wettin, ganz ähnlich geartet, wie jener große Theil des polnischen Adels, bei dem die Culturbedürfnisse stetig den Mitteln zu ihrer Befriedigung vorauf eilten, weshalb er der Concurrenz der wirthschaftlicher organisirten deutschen Einwanderungselemente unterliegen muß, das Haus Wettin sage ich, hat im 17. und 18. Jahrhundert sein ganzes Vermögen durch den Hals ge-

jagt und sich selbst damit sein Schicksal bereitet, dem es schließlich verfallen. Zu derselben Zeit war der Kurfürst von Brandenburg gegen Johann Georg ein armer Schlucker mit seinem armen weitläufigen Boden und seiner dünnen armen Bevölkerung, wenn auch die Größe der Landesgebiete Sachsens und Brandenburgs einander die Wage hielten. Am Ende des Kriegs war Brandenburg ärger verwüstet, als Sachsen und das Aufkommen eines von der Natur weniger begünstigten Landstrichs war weit mühseliger: aber während der große Kurfürst zu wirthschaften anfängt und mit wahrhaft ökonomischem Genie sein Land bebaut, bleibt Sachsen ein fortdauerndes Festgelag auch noch unter seinem zweiten Hans Georg. Hundert Jahre später, wo der ökonomische Republikaner und Spartaner Friedrich Wilhelm I. für seine Tafel jährlich 13,000 Thaler, und Friedrich der Große trotz seiner Bildung und seines „delikaten" Geschmacks, wie er selbst sagt nur 52,000 Thaler ausgiebt: da verbraucht August der Starke mehr als hundert mal so viel jährlich für seine verschwenderischen Neigungen und vergeudet bei einem sogenannten Lustlager bei Mühlberg, um seine 10,000 Truppen zu zeigen, in runder Summe eine Million. Die Finanzlage beider Staaten zeigt auch denn immer ihr Gesicht diesen Wirthschaftsextremen gemäß: die Steuern vervielfältigen sich in Sachsen, aber die Steuerkraft nimmt ab, der Etat weist nichts als Schulden und verpfändete Aemter auf. Die Steuern in Brandenburg vervielfältigen sich ebenso, aber die Steuerkraft des Volkes wächst, die Fürsten reformiren und haben Millionen im Staatsschatz.

Ich schließe, um den Leser nicht mit Anführung von Zahlen zu ermüden, allein es ist nichts untrüglicher, als die Zahl, denn sie ist allein das Maaß, mit dem man die Ursach messen kann, um deren Folge begreiflich zu finden. Aus diesen Zahlen aber ergiebt sich: wie Sachsen und Brandenburg, — Beide anfangs in gänz gleicher Centrifugalkraft vom deutschen Reiche —

dem naturgemäßen Gesetz der Wirthschaft unterlegen, kraft deren das Eine in dem Maaße wuchs, als das Andere rückwärts ging, — bis das Letztere einmal ganz auslöschen wird, wie ein glänzendes Licht, dem das Oel oder der Docht mangelt.

Was nun des Kurfürsten Persönlichkeit betrifft, so sagt ein Zeitgenosse, Graf Khevenhüller von ihm, „er sei ein redlicher altdeutscher Fürst gewesen, der für seinen Kaiser, und seines Vaterlandes Wohlfahrt Sorge getragen" wie er's eben verstand, muß man hinzusetzen. Johann Georg war wirklich offen, gemüthlich, ungemein wohlwollender und leichtlebiger Natur. Seine auf uns gekommenen Briefe sind oft derb und kräftig, wenn er schilt, wozu er sich nur bei Jagddefraudationsfällen erheben kann, sie sind so natürlich und überaus familiär, wo er schenkt und ausstattet oder einem seiner Beamten die Stellvertretung zu einer geladenen Gevatterschaft überträgt, welches letztere er nur in äußersten Nothfällen thut, sonst aber diese wichtige Angelegenheit selbst verrichtet, da ihm Essen, Trinken, einen Scherz mitmachen, kurz in Frieden und Muße seines sinnlichen Lebens zu genießen über Alles ging. Doch das waren Eigenschaften, die einem Privatmanne wohl anstehen, nur schufen sie keinen Fürsten, wie jene Zeit ihn brauchte. Mangel an Energie zeigte sich an Allem, was ihn als Fürsten betraf; wie wir schon oben an seiner Hofeinrichtung gesehen und dies, neben dem Mangel an Bildung und der Anlage dazu, war der Grund seiner unsichern und furchtsamen Politik.

Johann Georg, an den Begriff seiner kurfürstfürstlichen Stellung gewöhnt, besaß doch keine Idee, daß auch sie einer Thätigteit bedurfte, um sie gegen die Widerstände zu behaupten, wie sie einmal diese Welt jeder Stellung entgegensetzt; deshalb, obwohl gerade er in seinen Verhältnissen die gange Entscheidung des großen Krieges in der Hand hatte und aus dieser wirksamen Position hätte Capital an Macht

und Ehre und Geltung schlagen können, verblieb er ein simples Werkzeug des Kaisers, der vermittelst der bestochenen Diener und Rathgeber mit ihm spielte, wie er Lust hatte. Johann Georg ließ sich ewig mit Versicherungen einlullen und der Gedanke, daß der Kaiser einmal ebenso der lutherischen Kirche den Garaus machen könnte, wie er's mit der reformirten that, ward nicht eher seinen Sinnen klar, als bis nach dem vollständigen Siege der Ligue, das handgreifliche Restitutionsedict im Jahre 1629 erschien. Da wollt' er aufwachen; allein der listige Hoe verschaffte für ihn speciell die Versicherung, daß die drei, von Sachsen eingezogenen Bisthümer: Meißen, Merseburg und Naumburg, obschon sie in die Kategorie der Edicte fielen, ihm belassen bleiben sollten, womit er wieder unter schönen Verheißungen in Vertrauen versank. Wenn ihm zuweilen doch einige Unruhe aufdämmerte, wie wir zu Anfang dieser Erzählung gesehen, so ward geschickt dagegen seine streng lutherische Kirchengläubigkeit aufgeweckt, und die bisherige Unangefochtenheit des Passauer Vertrags für die Lutherischen erwiesen, wobei Hoe, Döring und die Taube's alle in ein Horn bliesen. Wie es mit seinen Rathgebern stand, ersehen wir aus einem Briefe Richelieu's, der dem pfalzgräflichen Gesandten geradezu schreibt: „Man müsse die spanische Bestechung der Geheimräthe, Hoe's, Timäus und Werthers (je zu 1000 Kronen) mit einer doppelten Summe überbieten.“ Seine Frau schreibt ihm mehrmals, und weist ihn darauf hin, daß seine Räthe vom Kaiser bestochen seien, „nachdem sie die Karre in den Dreck geschoben, würden sie ihn verlassen.“ Namentlich hat sie den Döring auf dem Strich: „Ein solcher Baum,“ sagt sie, „kann keine bessern Früchte tragen.“ Sie macht ihn aufmerksam, auf die Posten und Boten Döring's nach Wien hinter seinem Rücken, „deren Einer den Andern jagte.“ Allein dem Johann Georg waren solche Bedenken höchst unangenehm und unerfreulich, sie störten ihn in seiner Ruhe. Er folgte wie-

der der Einladung zu einer Kindtaufe seiner Hofleute, oder gar eines Bürgers in der Stadt, oder wohnte einer Hochzeit seiner Beamten bei, die er nach Hofgebrauch ausgerüstet hatte! und sieh! die Welt war wieder heiter und rosig. Dieselben Räthe amüsirten ihn, namentlich Hoe, von dem die Zeitgenossen zu seinem Ruhme sagen: „daß er mit den Räthen parlamentire, mit den Feldobristen conversire und auch beim Banquett gute Miene mache.“ David Döring verhieß ferner mäßige Fluth in der Kasse, nachdem die Ebbe mit grausem Erschrecken gedroht: und alles war gut und herrlich bestellt.

Dann kam gar die Zeit der großen Jagden dazwischen, die oft an dreißig Tage einnahmen, und sich über ganze Länder erstreckten, dazu machte ihm die neue Erfindung Vergnügen, wie die Hirsche in die Elbe getrieben und da zu Hunderten erlegt ,wurden. Das schob jeden Gedanken an die schlimme Zeit und die üble Politik noch weiter in die Ferne. Eine neue Freundschaftsversicherung des Kaisers mit einem Geschenk war auch wohl zugleich eingelaufen, damit blieb die Sache sicherlich auf dem alten Stand; und die Dinge mochten sich selbst vorwärts schieben, wie sie eben wollten. —

Rudolph hatte schon rechtzeitig seine Forderung schriftlich bei der Kammer gekündigt und erneut schriftlich sein Kommen zur Lehnshuldigung angemeldet.

Er suchte zunächst den fürstlichen Stallmeister Günther Löser auf, der mit ihm verwandt war, und den er noch von Kindheit her kannte. Der Hofmann empfing ihn freundlich, versprach, ihn dem Hofmarschall und Oberstkämmerer Heinrich von Taube vorzustellen und lud ihn ein, am andern Mittag mit ihm zur fürstlichen Tafel zu gehen, wo er ihn einführen wollte.

Er fuhr darnach zu dem Geheimen Rath von Loß nach Pillnitz, den er schon einmal unterwegs gesprochen hatte, und der mit untergelegten Pferden schneller als er gereist war. Loß empfing ihn wohlwollend, und inter-

essirte sich sichtlich für ihn als einen Jüngling, der von den Illusionen der Jugend noch befangen, durch die Bewegung seiner Zeit geht. Selbst freisinnig innerlich, hatte das Alter ihn schon, wie er meinte, bedächtig gemacht, und das Beamtenthum längst ihm den Muth benommen, für das noch einzutreten, was ihm seine eigentliche Herzensneigung sagte. Allein diese Art Greise schwatzen gerne und träumen gerne von dem, was sie sein sollten, wenn es nur innerhalb der Wände bleibt und der rauhe Wind von draußen nicht anweht.

Betreffs seiner Geldangelegenheit, derentwillen er Loß aufsuchte, da dieser immer noch nominell dem Finanz-Departement vorstand, wurde er an Döring gewiesen. Loß machte aber mehrmals ein bedenkliches Gesicht und fragte, warum er den kurfürstlichen Hof, der sehr in Verlegenheit sei, drängen wollte und gerade jetzt? . . . Weiter ließ sich der Geheime Rath nicht aus. Nur ließ er fallen, Rudolph thue besser zu warten, er warte auch mit seiner großen Schuldforderung, bis sich die Zeiten ändern würden. Doch Rudolph war ja darum gekommen, um diese unerfreuliche Verbindung mit dem Hof zu lösen und der vorsichtige Beamte stimmte zuletzt selbst mit ein; denn es war ja möglich, daß Rudolph Verpflichtungen im Inlande zu erfüllen haben möchte. Er schrieb ihm einen Zettel an Döring, worauf sich der Junker gegen Abend von Pillnitz nach Dresden zurück begab.

Am andern Morgen war sein erster Weg auf die Kammer zu Döring. Der Rath und Obersteuereinnehmer und allgewaltiger Finanzmann Sachsens machte erst Winkelzüge und wußte durchaus nichts von der Schuld des Kurfürsten an Benno den Reichen. Man hielt Rückfrage an den Hof, die Sache erwies sich als richtig — und sieh da! nach einigen vergeblichen Capitulationen geschah das Wunder: Döring ließ auszahlen mit Zins und Verzugszins auf Heller und Pfennig, natürlich in jenen funkelnagelneuen Gulden, eben von der Münze geholt, — derentwillen ihm die Landschaft später

wegen Schädigung des Landes im Betrage von sechs Millionen den Prozeß machen wollte, bis der Kurfürst nach vierjähriger Einleitung und Verschleppung die Sache im Wege einer Cabinetsordre niederschlug ..... Im Verlauf einiger Stunden, die mit dem Geschäft verloren gingen, kam die Zeit des Mahles, und Rudolph ging mit dem Stallmeister Löser zur Tafel.

Er maß mit großen Augen das Hoftreiben, das mit dem des Hofes zu Cassel so seltsam contrastirte, wie wir denn oben einige Züge davon berichtet. Sein Begleiter stellte dem Oberhofmarschall Heinrich von Taube seinen Gast vor, als zufällig der Hofmarschall durch die Reihen eilte. Der mächtige Günstling musterte den Fremden geringschätzig, würdigte ihn in seiner Geschäftigkeit keines Wortes und winkte nur mit der Hand. Die Tafelgesellschaft war heut stark gemischt mit den Schwarzröcken, die auf der theologischen Conferenz tagend, die Liberalität der fürstlichen Tafel wohl zu benutzen wußten. Sonst keine Unterhaltung als mit Tellern, Schüsseln und Gläsern — und mit dem ziemlich bemerkbar ausgesprochenen Zweck dieser Arbeit auf allen Gesichtern! Und was für Gesichter! sie verriethen nicht einmal jene Feinheit und Geschmeidigkeit, die sonst der stete Typus der Höfe ist. Eine Versammlung ganz gewöhnlicher Landjunker untermischt mit den Geistlichen ihrer Bezirke konnte dasselbe bieten, und das Ausgezeichnetste dieser Gesellschaft waren vielleicht nur die vier oder fünf auffallenden Exemplare der Vollmast, die in der Wohlbeleibtheit ihres Körpers augenscheinlichen Ausdruck fand, — darunter jener Kammerjunker von Schlichting, der in den sechzehn Jahren seines Dienstes als ein guter Fresser niemals den Trog versäumte, der bei sieben Fuß Größe nachgerade eines Leibesumfangs genas, daß zwölf starke Männer nicht im Stande waren, seine Leiche zu tragen, sondern sie mittelst Hebebäumen in den Schooß der Marienkirche zu Dresden senken mußten, nachdem er ein Jahr darauf,

gewiß sehr unfreiwillig dem irdischen Schlaraffenland valet gesagt. Zum herrlichen Schluß mußte auch Rudolph noch bemerken, wie geistliche und weltliche Herren sich nicht entblödeten, vom Gebäck und Confekt Verschiedentliches für Frau und Kinder in die Taschen gleiten zu lassen. Eben war er noch im Erstaunen versunken, wie die Pokale und Resterflaschen gar noch den Aufwärtern zum Hinaustragen gegeben wurden, oder wie Einige gar selbst aus dem Saal mit solchen Dingen gingen zu ihren Dienern, deren eine Unzahl Kopf an Kopf vor den Thüren stand: als er den Stab des Ceremonienmeisters auf seiner Schulter fühlte, zum Zeichen, daß seine angemeldete Vorstellung beim Kurfürsten statt finden sollte.

Der Fürst saß ähnlich, wie in der altdeutschen Hauseinrichtung, in einer geräumigen Nische, die drei oder vier Stufen höher lag als der Junkersaal. An seiner Tafel hatten sechs Hofleute Platz genommen, unter denen er Hoe, Döring und selbst Loß erkannte. Hans Georg saß noch vorm Tisch und rückte während der Vorstellung Rudolphs seinen Lehnsessel seitwärts.

„Was führt Euch einmal nach Dresden, Junker?“ fragte der Fürst nachlässig.

„Meine Pflicht, den Lehnseid zu leisten, wenn ihn mir Ew. Durchlaucht abnehmen will.“

„Ihr kommt spät, sechs Wochen nach Heimfall ist das Gesetz.“

„Ich glaube mich rechtzeitig entschuldigt zu haben, da ich in fernen Ländern war.“

„Uebrigens ist mir gesagt worden, Junker,“ fuhr der Kurfürst fort, „daß Ihr nicht reisig und zu Pferde in Dresden eingeritten seid.“

„Wie das?“ rief Rudolph verwundert, „Ew. Durchlaucht Lehnsmann reitet fast immer, es war zufällig.“

„Wie es aber scheint, kennt Ihr Unsere Gesetze sehr wenig. Zur Conservirung der Sitten und löblichen Gewohnheit unseres Landes, haben wir seit Jahren schon

gebieten lassen, daß Niemand zur Lehnshuldigung mit Faullenzen in Kutschen oder Karossen zu uns zu Hofe komme.“

„Ich kannte die Verordnung nicht, Durchlaucht, und mein Pferd litt am Satteldruck.“

‚So könnt Ihr wiederkommen, wenn Euer Pferd gesund ist,“ sagte der Fürst und gähnte.

„Ich würde gern warten, wenn Ew. Durchlaucht geruhen wollten . . .“ entgegnete Rudolph.

„Ich kann nicht bestimmen, ob ich Zeit habe. Morgen muß ich zur Hirschjagd in's Gebirge,“ erwiderte der Fürst; „wie gesagt, Ihr würdet jedenfalls gut thun, ein ander Mal zu kommen.“ Und der Fürst blickte dabei seitwärts nach Hoe, wie wenn er fragen wollte ob er's gut gemacht habe, da die Strenge sonst sein schwache Seite war.

Rudolph biß sich in die Lippen, er sah, was da passirte. „Dann bedaure ich,“ nahm er nochmals das Wort; „ich bin in eiligen Geschäften meines Herrn —“

„Und könnt die Jagd nicht mitmachen, das glaube ich. Aber Ihr hattet doch Zeit, auf dem Landstande zu erscheinen,“ fuhr der Fürst fort. „Junker, Ihr sollt bös wider mich geredet haben!“

Jetzt sah der Fürst auf Döring, dieser lächelte verlegen und sah vor sich nieder, während dem alten Loß drunten am Tische vor Verwunderung die Gabel aus der Hand fiel.

„Nach meiner besten Ueberzeugung, Durchlaucht“ bemerkte Rudolph unerschrocken.

„Habt auch Zeit meine Kasse zu suchen“, fuhr Georg fort; „gut, ich bin durch Euch quitt mit dem reichen Benno.“

Aber seine Gutmüthigkeit brach noch einmal durch, als er in Rudolphs erblassendes Gesicht sah. „Gut, gut, später einmal, ich will Euch Ordre zukommen lassen!“ Und mehr gemüthlich als gnädig nickte er, und winkte mit der Hand: „Grüßt meinen Vetter, den Landgrafen.“

Rudolph verbeugte sich, und ging die Stufen hinunter.

Hinter ihm, in demselben Moment erhob sich der Fürst, im ganzen Saal stand Alles auf, und die Tafel war vorüber.

Rudolph wurde von den mannichfaltigsten Gefühlen bestürmt, der Schmerz der Verkennung und falschen Beurtheilung seines redlichen Gemüths, der Grimm und Abscheu über die Ohrenbläser am Hofe, über Hoe, Döring und Consorten wechselte wie Fieber in seinem Blut, — das natürliche Bestreben, diese Dissonanz zu lösen, die wie er sah, dem gutmüthigen Kurfürsten nur äußerst künstlich beigebracht sein mußte, wollte ihn fast zum Versuch bestimmen, das Gewebe zu zerreißen, indem er sich an Loß wenden, sich beim Landgrafen brieflich über sein Ausbleiben entschuldigen und der fürstlichen Jagd folgen wollte. Allein das Bewußtsein seines eigenen Werthes und das sichere Gefühl, daß dieser Hof doch niemals eine Stätte sein würde, an dem er sich heimisch fühlen könnte, bestimmte ihn, von diesem Vornehmen abzustehen. Bedenken machte ihm blos die Verschiebung der Lehnseidleistung, doch war sie ja längst zur bloßen Form herabgesunken, seitdem die Ritterdienste in Geld verwandelt waren, und sie hatte in seinem Rechtsbewußtsein, das bei intelligenten Menschen immer ihrer Zeit voraufeilt, noch weniger Gewicht, als das wirkliche Leben darauf gab. Kurz, die Betrachtung, daß durch die Versäumniß der Belehnung sein Erb- und Eigenthumsrecht in dieser Zeit nicht mehr ernstlich in Frage gestellt werden könnte, und wenn das geschehen sollte, doch die mächtige Hand des Landgrafen stets bereit zu seiner Hülfe war: Alles das bewog ihn, die Dinge zu erwarten, wie sie kommen wollten. Seine Einkassirung der Schulden und seine eingesammelten Schätze gaben ihm ohnedies ein Gefühl der Sicherheit, und so kam es, daß er noch vor Abend der üblen Stadt Dresden den Rücken wandte und seinem geliebten Cassel zueilte.

Hier angekommen, war sein erstes Vornehmen, sich von der Last des vielen Geldes zu befreien; er ließ es zum Banquier des Landgrafen, dem Juden Salomon Mentzel bringen und trat zu demselben mit dem Ersuchen, nach Durchzählung der Summen Alles in Verwahrung zu nehmen, und zu einer geeigneten, gut verzinslichen Anlage zu verwenden.

Der feine Geschäftsmann schüttelte znnächst den Kopf, als er vernahm, daß die Geldsäcke aus dem Lande Sachsen kamen. Kaum hatte er die Münzen des ersten Sackes in den Fingern, als er Anstalt machte, sie zu wiegen und zu tariren.

Rudolph stand vor dem Ladentisch und nahm Platz unterdessen. Dahinter legte der Jude einige alte Spezies in die eine Wage, neue Gulden in die andere Schaale. Bei den Bewegungen der Wage pfiff der Jude leise: „fit! fit Döring!“ und kramte mit gar feinen und seltsamen Gewichten herum. So nahm er jeden Sack durch; Rudolph ahnte eine Differenz, er machte sich auf einige hundert Gulden gefaßt, die er verschmerzen wollte. Der Jude rief seinen Comptoirgehülfen, beide schrieben und rechneten, bis endlich der harrende Rudolph folgende Nota in der Hand hielt:

5000	Gulden Münzstatt Wittenberg		
	50 Mark köllnisch Silber vor 20 Reichsmünze . .	1000	G.
	100 Pfd. Kupfer thut 60 G.	60	„
8000	Münzstatt dito		
	80 Mark köllnisch vor 20 Reichsg.	1600	„
	160 Pfd. Kupfer thut 96 G.	96	„
8000	Gulden Münzstatt Dreßden		
	50 Mark köllnisch vor 20 G.	1000	„
	180 Pfd. Kupfer thut 108 G.	108	„

Sa. 23,000 G. aus Kursachsen thun 3854 G. Reichsm., oder 1927 Spezies.

„Wie? was? was soll das?“ rief Rudolph auf diese Rechnung blickend.

„Ja, Herr Junker,“ entschuldigte der Jude, „der Name thuts nicht, sondern der Werth.“

„Und . . . dies meint Ihr, soll der Werth sein?“ fragte Rudolph auf die letzte Ziffer zeigend.

„Noch sehr gut gerechnet in der schlechten Zeit, hab nichts angesetzt für die Arbeit, das rothe vom weißen wieder zu scheiden; Kupfer wird auch wieder fallen auf 30 Gulden, ist um 30 Gulden zu theuer in der schlechten Zeit,“ ächzte der Bankjude.

„Gebt mir meine Beutel wieder!“ rief Rudolph „das geht nicht.“

„Recht gern, junger Herr, geht zum andern. Ich thats so nur Euch zur Liebe, weil Ihr vom Hofe seid.“

Rudolph wurde stutzig; er kannte den Juden als einen redlichen Mann und der Jude kannte ihn als einen Intimus des Landgrafen, dessen Huld er sich nicht durch eine betrügliche Handlung gegen ihn verscherzen würde.

„Nun,“ begann Rudolph, „sagt mir, was ist's eigentlich mit dem Gelde? . . .“

„Ihr seht doch, Junker, es ist falsch Geld, Kipper- und Wipper-Geld, brennt am lichten Tage wie leibhaftiger Zunder. Seht Ihr den röthlichen Schein nicht jetzt schon, der alle Tag mehr anglimmt und in vierzehn Tagen wie die rothe Hölle glüht?“ Und der Jude hielt einige Stücke schräg gegen das Licht; den Augen Rudolphs fiel allerdings der röthliche Schein auf, der sonst dem Silber nicht beizuwohnen pflegt.

„Es gilt doch aber in Sachsen!“ bemerkte er.

„Einstweilen, bis das Volk den rothen Teufel bemerkt, der drin steckt und — so lange die kurfürstlichen Kassen es nehmen.“

Jetzt fiel dem Rudolph erst die Bedeutung des Ständeantrags wegen Zahlung in neuen Gulden auf.

„Mentzel,“ rief er, „erlöst mich von dem Zeug und

helft mir! 3800 Gulden für 23,000, das ist zu blutwenig. Habt Ihr keine Zahlung an kurfürstliche Kassen."

Der Jude hob die Arme und schwenkte sie zweimal. „Ist schon vorbei, vorbei, denkt Ihr, daß Unser Eins nicht selbst so gescheut wär'? Da seht die Haufen Säcke — er wies auf solche in seiner Comtoirstube hin, — sind zurückgekommen mit sammt Geleitschein und der Guard und da, die Verordnung dazu: Sächsische Gulden von 22 und 23 sollen nur noch von Inländern bei kurfürstlichen Kassen angenommen werden, von Ausländern verweigert, da es sich gefunden, „daß diese von den Ausländern fälschlich nachgemachet worden." Seht Ihr den gescheuten Veit Döring? Nun ist er's nicht gewest, sondern die Ausländer. Wird aber dabei noch nicht bleiben, werden bald wieder eine neue Verordnung erlassen, denn der Ausländer ist doch auch so schlau, sich einen Inländer zu dingen, durch den er zahlt und den Profit zu theilen!" calculirte der Jude vor sich hin.

„Ich werde sie zurückschicken, das ist Betrug," sagte Rudolph entschlossen.

„Habt Ihr sie von redlichen Verwandten nnd Freunden, gut, thut das, habt Ihr sie aus dem Geschäft, so thuts nit! rath ich Euch, denn Ihr habt jetzt noch dies, alsdann habt Ihr gar nichts."

Rudolph war rathlos; er sank wie vernichtet auf den Stuhl.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Rosenthal & Co. in Berlin,
Auguststraße Nr. 80.

Niendorf, Marc Anton

Entfesselte Furien cultur-historischer Roman aus dem dreissigjährigen Kriege ; zwei Bände

Bd.: 1

Berlin 1868